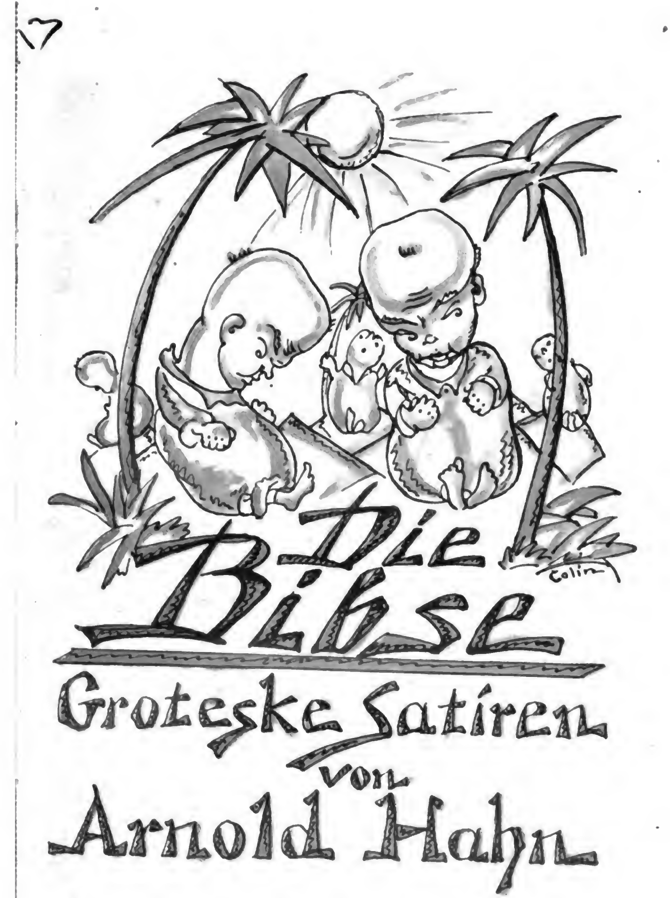


HAHN

DIE BIBSE



Albert Langen München



Albert Langen München

Die Bibſe

Die Bibse

Groteske Satiren

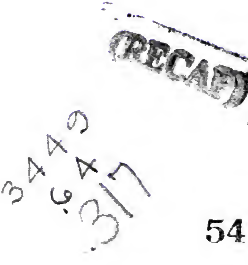
von

Arnold Hahn



Albert Langen, München
1921

Inhalt



Der Traum des Feuilletonisten

Die beiden Herren begrüßten einander mit gegenseitiger verächtlicher Hochachtung.

„Professor Scheibs," sagte der eine.

„Hirschkopf," sagte der andere; dann verbeugten sie sich und

„Schmock," dachte der eine,

„Käsemilbe," dachte der andere.

Es roch nach Tierkäfig.

Sie traten den Rundgang durch das Institut an. Auf den Tischen standen Gläser mit goldgelbem Urin. Der Professor ging gravitätisch-nachlässig voran wie ein Fürst durch seine Schatzkammer. Der Laboratoriumsmantel bauschte sich; unten war er mit Säureflecken verbrämt. Hirschkopf mußte öfter Speichel schlucken.

Der Professor sprach: „Ich bin mit meinem Institut verwachsen. Ich arbeite von sieben Uhr früh bis zehn, oft bis zwölf Uhr nachts."

„Ja, die Wissenschaft ist eine strenge Herrin," sagte Hirschkopf. „Dasein!" dachte er. Und ohne daß er wußte warum, sah er plötzlich die Ferdinandshöhe, das nette, kleine baumumstandene Restaurant, wo er an Sommervormittagen seine Feuilletons zu schreiben pflegte.

Der Professor wies mit halben Handbewegungen

und Sätzen auf Präparate und Apparate. „Du verstehst ja doch nichts," sollte das bedeuten.

„Sehr interessant," sagte Hirschkopf.

Ein Diener mit einem starken, vierschrötigen Hunde ging vorbei. Der Hund zerrte wie toll vor Freude an der Leine; es war einer von den draufgängerischen Boxern, die stets zu fragen scheinen: „Nun, wird's endlich?!"

„Ein Kandidat," sagte der Professor mit einem mitleidigen Lächeln. Das Mitleid galt aber nicht dem Hunde, sondern Hirschkopf.

In einem Raume befand sich eine Batterie großer, liegender Flaschen. In jeder hauste ein Versuchskaninchen. „Wie Anachoreten," dachte Hirschkopf.

„Und hier ist unsere Mäusezucht." In geräumigen Glaskäfigen putzten sich, sprangen, saßen, aßen Hunderte von weißen Mäusen.

Die Herren wollten schon weiter gehen, als Hirschkopf wie gebannt vor dem letzten Käfig stehen blieb. Hier schienen die Mäuse eine Polonäse zu tanzen. Sie hatten sich in einem weiten Bogen geordnet und liefen hastend im Kreise herum. Nur eine machte eine Ausnahme. Sie saß geduckt in der Laufbahn, das Schwänzchen krampfhaft nach oben gezogen, und ließ den Strom über sich hinweggehen. Jede Maus mußte gleichsam einen Bocksprung über sie hinweg machen. Das geschah aber in recht seltsamer Weise: Die passierende Maus sprang schnell auf sie hinauf, wackelte eine Sekunde lang wahnsinnig schnell mit ihrem Steißchen und hui! schon mußte sie der nächsten den Platz

lassen. Und so ging es ohne Besinnen ununterbrochen weiter.

„Befruchtungsakt," sagte der Professor, und wandte sich zum Weitergehen.

„Hehe."

Endlich kam der Clou des Rundganges. Sie betraten den Operationssaal. Ein Potpourri aus Chloroform, Lysol, Jodoform und Äther schlug Hirschkopf entgegen. Das erste, was er sah, war: der vierschrötige Boxer. Er hatte die Versuchsoperation bereits hinter sich, lag da wie ein Häuflein Unglück. Die Vorderpfoten, auf die er sich vergeblich aufzustützen versuchte, zitterten wie die Hände eines tastenden Greises; kaum hatte er den Kopf ein wenig gehoben, so fiel er sofort wieder zurück. Nichts mehr von: „Nun, wird's endlich?" „Ecce homo!" dachte Hirschkopf beim Anblick des Hundes, nicht ohne Gefühl . . . für die Feinheit seiner Pointe.

Zwischen den Drähten einer elecktrischen Batterie zuckte ein Froschherz. Auf dem Operationstische lag ein Kaninchen. Seine Halsschlagader war durchschnitten und das eine Ende durch ein Glasrohr mit einem Registrierapparat verbunden. Bei jedem Pulsschlag sah man das Blut in der Röhre emporhüpfen.

Hirschkopf spürte ein intensives Wärmegefühl auf der Stirne. Ein leichter Schweiß brach aus, gleichzeitig schienen sich alle Haare gegen den Nacken zurückzuziehen. Über den Rücken, die Wirbelsäule hinunter, liefen kalte Schauer. Ein unglaublich unglückliches

Gefühl stieg vom Magen auf. Professor Scheibs und die Assistenten nahmen nebelhaft verschwommene, flächenhafte Formen an.

„Kognak, frische Luft, Sofa,“ halluzinierte Hirschkopf.

Mit dem Aufgebote der letzten Kräfte zog er die Uhr heraus, stotterte etwas von „auf der Redaktion sein“. Professor Scheibs lächelte höhnisch und verließ mit ihm den Saal.

Nach einigen Dankesworten für die liebenswürdige Führung verabschiedete sich Hirschkopf. Auf der Straße schlürfte er die kühle Luft ein wie köstlichen, teueren Wein. Er nahm sich auch vor, ein Feuilleton über „Die Luft“ zu schreiben. Wahrlich, sie verdiente es, die Luft!

• • •

Hirschkopf löschte die Lampe aus, setzte sich aufs Bett und vollführte eine graziöse Drehung auf seiner Sitzkugel ins Bett hinein, schlug mit einigen kräftigen Schlägen die Daunendecke zurecht, tat einen langen seufzerischen Atemzug und schlief ein.

Hirschkopf war ein gesunder, vollblütiger Mensch, und es war also kein Grund vorhanden, weshalb er nicht ein normales, solides, von der Wissenschaft vorgeschriebenes Schlaf- und Traumleben hätte führen sollen. Zuerst kommt der sogenannte Vormitternachtsschlaf; da ist bekanntlich das Träumen verboten. Dann kommen Kindheitseindrücke, dann Probleme aus den Flegeljahren, vielleicht ein wenig mit dem Maturaschreck

meliert, dann Episoden aus dem feindlichen Leben, dem Wirken und Streben, und schließlich die Metaphysik des Gestern. So war's auch bei unserem Hirschkopf. Um ein Uhr nachts zog ihm Mutter frische Höschen an, um ein Uhr zehn war er in Wildwest, um ein Uhr fünfzehn ... nun, kurz, er machte langsam die Traumseelenwanderung durch seine bisherigen fünfundzwanzig Ideale durch. Um halb sieben aber war er eine weiße Maus.

Ja, eine richtige weiße Maus war er. Mit einem ganz feinen, weichen Fell, roten Äuglein, kleinen, zierlichen krapsigen Füßchen, mit vorstehenden Vorderzähnchen, kurzer Unterlippe und einem langen, kahlen Schwänzchen. So sind einmal die weißen Mäuse und so war Hirschkopf. Er lachte nicht darüber, er weinte nicht darüber; wenn man eine weiße Maus ist, so ist es doch selbstverständlich, daß man eine weiße Maus ist! Es gibt nichts Selbstverständlicheres.

Wo saß nun die weiße Maus Hirschkopf? Gott! sie saß auf der Ferdinandshöhe, mitten in dem Rondeau, zu dem die sandbestreuten Gartenwege führen. Alles war wie immer. Aus der Küche tönte Klappern und Rasseln; man hörte die rundliche Wirtin rufen: „Gehn S', Kathi, bringens no drei Seidel Milli rauf!" Leni, die Kellnerin, saß am Ecktisch im Garten und häkelte wie immer, wenn wenig Gäste da waren. Jedes Blättchen der jungen Birke flackerte.

Es war ein wunderhübscher Sommervormittag. Wenn nur dies seltsame Gefühl in den Hinterbeinen nicht ge-

wesen wäre! Er hatte dies doch sonst nicht in den Hinterbeinen! Es lag ein eigentümliches, krampfhaftes Ziehen in den Oberschenkeln. Eine innere Kraft schien sie auseinander zu pressen. Das Schwänzchen war starr nach oben gerichtet wie ein Arm bei heftig gespannten Muskeln.

„Nein, nein, nein," dachte Hirschkopf, „das ist ja lächerlich! Ich heiße Theodor mit dem Vornamen. Ich war Einjähriger bei der Festungsartillerie, ich habe eine Geliebte, die heißt Lieschen Nesselrot; ich gehe Mittwochs ins Dampfbad, und da dürfen nur Männer baden; ich . . . Ach was, Blödsinn! das kann nicht der Befruchtungs . . ."

Aber da kam Professor Scheibs mit seinen drei Assistenten. Statt eines Heiligenscheins schwebte eine Käseglocke über seinem Haupte. Professor Scheibs sprach:

„Nun, meine Herren, kommt der Befruchtungsakt!"

„Selbstverständlich, Befruchtungsakt!" dachte Hirschkopf. „Der Mann muß es doch wissen! Nur nicht zeigen, daß ich nichts davon verstehe!"

Er sah sich verstohlen um. Richtig! Da kam auch schon eine lange, lange Reihe von weißen Mäusen herangelaufen. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als er die erste näher ins Auge faßte. Das war ja gar keine weiße Maus! Das war . . . ja! tausendmal ja! . . . das war ja der alte Dichter Burgfeld! Sein Haar war weiß, sein Bart war weiß; er trug ungeheuerlich breite und zerknitterte Hosen, wie sie die modernen Bildhauer ihren großen Männern anzuziehen

belieben. Sein Bauch hatte Glastüren wie ein Bücherschrank, und man sah darin die Bücherrücken seiner sämtlichen Werke.

Hupsdihups sprang auch schon unser alter Burgfeld auf Hirschkopf, wackelte eine Sekunde lang wahnsinnig schnell mit dem Steiß . . . chen und verschwand nach einem eleganten Bocksprung.

„Eigentlich spürt man nichts Besonderes," dachte Hirschkopf, ein wenig enttäuscht. In demselben Augenblicke hatte er doch ein sonderbares Gefühl.

Ihm war, als ob eine Luftblase durch seinen Körper hindurch bis zu seinem Kopfe aufsteige. Im Munde wurde sie plötzlich fest und flach, und flacher und ganz flach, begann zu krabbeln und . . . zwischen Hirschkopfs Zähnen kroch eine veritable Blattlaus heraus.

Es gibt natürlich Leser, die an dieser Stelle ganz wütend den Kopf schütteln und sagen werden: „Das gibt's nicht. Wir lassen uns die weiße Maus gefallen; aber daß durch Kreuzung von Dichter und weißer Maus eine Blattlaus entsteht, auf diese sonderbare Weise entsteht, . . . nein, nein, nein, Lieber, das gibt's nicht!"

„Was gibt's nicht?" rufe ich, der Schreiber dieses wahrhaften Berichtes. „Was gibt es nicht? Ich schwöre drei heilige Eide, daß ich selbst vorgestern nachts ein Liebesabenteuer mit einer . . . Senfgurke gehabt habe. Was gibt es nicht? ihr gottloses Gesindel! Am Ende glaubt ihr auch an die magern Kühe nicht, die die fetten gefressen haben? He?"

Also es bleibt dabei: zwischen Hirschkopfs Zähnen kroch eine veritable Blattlaus heraus. Sie krabbelte rasch weg, und Hirschkopf konnte nur noch sehen, daß sie eine höchst sonderbare Rückenzeichnung hatte: einige große und viele eng aneinander liegende kleine Punkte. Und die Punkte waren bei näherer Betrachtung nichts anderes als Drucklettern. Die großen ergaben: „Feuilleton. Burgfeld, ein Jubilar!“ Von den kleinen konnte er nur mehr den Anfang lesen: „Einem Jüngling von siebzig Jahren, einem Ewigjungen gelten diese Zeilen . . .“

Aber da kam schon die zweite Maus. Ja, Maus! Keine Spur von Maus! Ich sage es frei heraus, auf die Gefahr hin, einen Entrüstungssturm zu erregen: Es war die Prinzessin von Hohenschein-Ibitz-Hullerstadt, Elisabeth Amalia Kunigunde.

Sie war vornehm, aber einfach gekleidet. Auf ihrem Gesichte lag ein leutseliges, unbewegliches, sozusagen photographiertes Lächeln. An der Stelle, wo sonst ein Busen zu sein pflegt, hing ein hoher Orden. Ueber dem linken Arm trug sie die fünfunddreißig Dutzend Strümpfe, die sie zu Weihnachten für die armen Kinder von Ibitz gestrickt hatte. In der rechten Hand hielt sie wie einen Schild ein unendlich gut gelungenes, herrliches, außerordentliches, köstliches, ja, sogar selbstgemaltes Pastellbild: „Parkecke in Hullerstadt“.

Das Eigentümlichste war aber, daß sie nicht frei in der Landschaft stand. Sie brachte ihre eigene Umgebung mit. Hirschkopf sah die Front des Schlosses

Hohenschein, das Arbeitszimmer der Prinzessin mit dem stilvollen, wohlgeordneten Schreibtisch, den Springbrunnen im Park von Hullerstadt, ja sogar die drei russischen Windhunde der Erbprinzessin. Es war höchst sonderbar und verblüffend, daß diese ganze Welt jeden Schritt der Prinzessin mitmachte. Als ob sie zu ihrem Kleide gehörte, als ob sie ein Parfüm wäre, das die Prinzessin mit sich herumtrüge.

Und da geschah schon das Unerwartet-erwartete. Die Erbprinzessin, ja, die Erbprinzessin von Hohenschein-Ibitz-Hullerstadt, Elisabeth Amalia Kunigunde, samt ihrer ganzen Umgebung sprang auf die weiße Maus Hirschkopf und wackelte eine Sekunde lang wahnsinnig rasch mit ihrem ... zu Hilfe, ihr Musen! ... allerhöchstderselben Allerwert ....

Leser! Regt sich etwa schon wieder der Widerspruchsgeist in dir? Ich will nicht annehmen, daß du mich des Meineids verdächtigst?! Ich erkläre noch einmal feierlichst, daß ich vorgestern nachts ein Abenteuer mit einer Senfgurke gehabt habe. Und was ist die Erbprinzessin Elisabeth gegen eine Senfgurke?

Kaum hatte also die Erbprinzessin ihren Bocksprung über Hirschkopf gemacht, so war ihm auch schon, als ob eine Luftblase durch seinen Leib hindurch zum Kopfe aufstiege. Im Munde aber wurde sie fest und flach und flacher und ganz flach, begann zu krabbeln, und zwischen Hirschkopfs Zähnchen kroch eine veritable Blattlaus heraus.

Sie war nicht so flink wie die erste, sondern wackelte von oben nach unten, als ob sie immer Buckerln machte.

Auch hatte sie anhimmelnde Augen. Aber die Zeichnung war wieder dieselbe: große und kleine Punkte. Die großen hießen:

„Feuilleton.

Die Erbprinzessin in ihrem Heime."

Die kleinen: „Es gibt eine verwunschene Prinzessin in deutschen Landen. Dort, wo die klaren Wellen de . . ."

Aber da kam schon die dritte Maus.

Diese dritte Maus war natürlich wieder keine Maus. Es war die Luft. Sie sah aus wie eine jener zierlichen, ewigbeweglichen Seeanemonen, die man in den Aquarien bewundert. Nur schien es, als beständen ihre Arme und ihr Leib aus einem milchblauen, schleierartigen Gewebe. Diese Schleier wanden sich und bauschten sich in einem ewigen Hin und Her, Auf und Ab. Oft war es, als lösten sich aus dem milchblauen Gewebe milchblaue Tropfen einer Flüssigkeit, der man schon an der Farbe die Kälte und Frische ansah. Die Vorwärtsbewegung der Luft hatte etwas Tänzelndes, Kokett-Altjüngferliches, und als sie auf unseren Hirschkopf emporschwebte, hatte er das Gefühl, als hätte sich eines jener gewichtslosen Löwenzahnsamenrädchen an die Stelle unter sein Schwänzchen gesetzt, die nun einmal in seiner Lage eine so wichtige Rolle spielte. Die Luft führte einige seltsame, schleierhafte Bewegungen aus, dann schwebte sie über ihn weg.

Aber sogleich war es ihm, als ob die bekannte Luftblase, eine wirkliche Alltagsluftblase, durch seinen Leib hindurch bis zum Kopfe aufstiege. Im Munde aber

wurde sie fest und flach und flacher und ganz flach, begann zu krabbeln, und . . . zwischen Hirschkopfs Zähnen kroch eine veritable Blattlaus heraus.

Diese Blattlaus hatte in ihrem Gange einen ganz besonderen Stil. Sie spreizte mit einem ostentativen Stolze die Beinchen, als wollte sie sagen: „Ha, was für ein ganz besonderer exzeptioneller Kerl bin ich! Ha, was sehe ich alles! Ha, was rieche ich alles! Ha, was fühle ich alles!" Die Zeichnung war aber wie die der anderen Blattläuse. Die großen Punkte hießen:

„Feuilleton.

Lobrede auf die Luft."

Die kleinen Punkte begannen: „Genüsse der Augen haben ihre Dichter, Genüsse der Ohren, Genüsse des Herzens. Wo aber blieb bis jetzt der Sänger der Genüsse der Lungen? . . ."

Aber da kam schon die vierte Maus, und die war der Öltrust, und hatte ihre Gestalt und zeugete eine Blattlaus; und es kam die fünfte Maus, und die war die babylonischen Ausgrabungen, und hatte ihre Gestalt und zeugete eine Blattlaus; und es kam die sechste Maus, und die war der Jahrestag der großen französischen Revolution, und hatte ihre Gestalt und zeugete eine Blattlaus; und es kam die siebente Maus, und die war eine Besteigung des Montblanc, und hatte ihre Gestalt und zeugete eine Blattlaus; und es kam die achte Maus, und die war ein Märtyrer und hatte die Gestalt eines Boxers und zeugete eine Blattlaus; und es kam die neunte Maus, und die war der neueste

Dampfer der Amerikalinie, und hatte ihre Gestalt und zeugete eine Blattlaus; und es kam die zehnte Maus, und die war die moderne Psychologie und hatte ihre Gestalt und zeugete eine Blattlaus; und es kam die elfte Maus, und die war die Müllabfuhr der Großstädte und hatte ihre Gestalt und zeugete eine Blattlaus; und es kam die zwölfte Maus und die war der heilige Antonius von Padua, und hatte ihre Gestalt und zeugete eine Blattlaus; und es kam die dreizehnte Maus, und die war das Ding an sich und hatte ihre Gestalt und zeugete eine Blattlaus; und es kam die vierzehnte Maus und die war die neueste Strumpfbandmode und hatte ihre Gestalt und zeugete eine Blattlaus; und es kam und es kam, und es zeugete und es zeugete, und es kroch und es kroch . . . . .

Um sieben Uhr kam die dreihundertvierundfünfzigste Maus und die war der Nordpol. Sie sah aus wie ein Kugelsegment, war von triefendem Eise umgeben und hatte in der Mitte einen Nabel. Eben sprang der Nordpol auf unsere weiße Maus Hirschkopf, eben fühlte er eine entsetzliche Kälte . . . .
. . . . . . als Frau Düsterbeck, Hirschkopfs Wirtin in sein Zimmer trat, um ihn gewohntermaßen zu wecken. Sie trat an sein Bett, blieb aber entsetzt stehen.

„Jessasmariandjosef," rief sie, „was ist unserem Herrn Doktor nur geschehen? Er ist ja ganz verschwollen. Nein, so ein angeschwollener Kopf!"

Sie trat näher, beugte sich besorgt zu ihm, um ihm die Stunde ins Ohr zu rufen.

Aber da prallte sie entsetzt zurück. Und mit allem Recht! Denn auf Hirschkopfs Kissen lag nicht wie sonst sein interessantes Literatenhaupt, sondern sein Steiß . . . chen und hatte eine kolossale Gänsehaut, weil eben der Nordpol darauf saß.

Wie von Furien gejagt, eilte Frau Düsterbeck hinaus und schmiß die Tür hinter sich zu.

Und da wachte Hirschkopf auf. Es dauerte eine ganze Zeit, ehe er sich in seiner Persönlichkeit, seiner Lage und seinem Bette zurechtfand. Dann aber wies er seinen verschiedenen Körperteilen die ihnen im Bette gebührenden Plätze an, schüttelte einigemal den Kopf, so wie etwa der König von Babel, als ihm geträumt hatte, er habe Gras gefressen, sprang dann mit plötzlichem Entschlusse aus dem Bette und bot sein Haupt und seine behaarte Männerbrust dem kühlenden Wasser seines Waschbeckens dar.

Als dann später Frau Düsterbeck den Kaffee hereinbrachte, war er wieder wie gewöhnlich. Frau Düsterbeck aber stellte mürrisch den Kaffee auf den Tisch und behandelte ihn nicht wie den Doktor Hirschkopf, sondern wie einen ganz gewöhnlichen Sterblichen. Es sei übrigens bemerkt, daß die Witwe Düsterbeck von diesem Tage an unter furchtbaren Träumen zu leiden hatte, die in ein zentnerschweres Alpdrücken ausarteten. Sie ist nach einigen Jahren am Verfolgungswahnsinn gestorben. Ja, ja, Frau Düsterbeck, so geht es, wenn man den Heiligenschein an der unrichtigen Stelle sucht!

2*

Als Hirschkopf mittags die Straße hinunterging, sah er den Professor Scheibs aus seinem Institute heraustreten. Er eilte auf ihn zu:

„Auf ein Wort, Herr Professor! Guten Tag! Ich habe eine kleine Anfrage."

„Aber bitte sehr."

„Ich beobachtete gestern in ihrem Institute den Befruchtungsakt der weißen Mäuse. Sehr interessant! Tatsächlich sehr interessant! Können Sie mir sagen, wieviel Junge so eine Maus eigentlich wirft?"

„Im allgemeinen drei bis vier."

„Hm, drei bis vier. Und wie lange dauert, na sagen wir, die Schwangerschaft?"

„Ich glaube sechs bis sieben Wochen."

„Hehehehe," lachte Hirschkopf mit einer vom Herzen kommenden Verachtung. „Tausend Eindrücke, und sechs bis sieben Wochen schwanger, und dann klägliche drei bis vier Produkte! Hehehe! Das sind ja die reinsten Dichter, Ihre weißen Mäuse. Die reinsten Dichter! Ich habe die Ehre, Herr Professor."

Scheibs sah ihm verblüfft nach.

„Das verstehst du natürlich nicht, du, mit deinem fachwissenschaftlichen Käseglockenhorizont, du!" dachte Hirschkopf und verschwand in seinem Restaurant.

Die Wortmarke

Max Bohrke hatte seine Laufbahn laufend begonnen; er war mit 14 Jahren Laufbursche. Aber schon mit 15 Jahren war er Zuhälter en détail. Von seinem 16. Jahre an wechselte er anfangs semester-, später quartalweise, zum Schluß monatlich seinen Beruf. Er war Kellner, Bäcker, Steward, Reisender in allen Artikeln von A bis Z, Annoncen-Aquisiteur, Redakteur, Buchmacher, Börsianer (in diese Zeit fällt sein berühmter Alibi-Prozeß), Hotelrepräsentant, Sekretär, Impresario, Kinobesitzer, Wunderdoktor (in diese Zeit fällt der berühmte Prozeß, in dem ihm das Passepartout zu allen sozietätswidrigen Freiheiten gegeben wurde: die erbliche Belastung), dann — doch wozu alles aufzählen? Max Bohrke war mit einem Worte ein moderner Mensch.

In der letzten Zeit — er war inzwischen in das beste Mannesalter des geriebenen Großstadtfuchses gekommen — befaßte er sich hauptsächlich mit Erfindungen. Er hatte eine glänzende Nase für die Wünsche seiner Mitsterblichen und verstand es, sie immer bei der allerschwächsten Seite zu fassen. Seine neuesten Patente z. B. betrafen ausschließlich Verbesserungen jener Räume, an deren Türen W. C. steht. Mit einer

Raffiniertheit sondergleichen wußte er immer wieder neue Bedürfnisse zu entdecken und den Teil des Menschenlebens, der sich in jenen Räumen abspielt, zu verschönen, zu versüßen, zu vertiefen.

Leider wurde er von dieser wahrhaft humanen Tätigkeit durch den Ingenieur Walter Veilchenstoß abgelenkt, dessen Bekanntschaft er durch einen jener unbedeutenden Zufälle machte, die nicht wert sind, erzählt zu werden.

Veilchenstoß war Chemiker und hatte dank diesem schnüffelnden Berufe seine Nase in die meisten menschlichen Tätigkeiten und Gewerbe hineingesteckt. Er war Stoff vom Stoffe Bohrkes; tatsächlich verschmolzen schon nach kurzer Zeit die beiden unstäten, beweglichen Männer zu einem einzigen homogenen Gebilde — zwei Quecksilberkügelchen, die aneinander stoßen.

Wie zwei Brüder saßen sie im Nachtcafé einander gegenüber, die Melonenhüte in den Nacken geschoben, und tauschten, genaue Kenner von Menschen und Verhältnissen, kopfnickend Aphorismen über das Thema aller Themata miteinander aus: Wie macht man am schnellsten und leichtesten Geld?

Veilchenstoß hatte sein besonderes Evangelium. Er erzählte: „Die Erleuchtung kam mir in Buenos Aires, wo ich krank im Hospital lag. Ein portugiesischer Mönch benutzte diese Gelegenheit zu Bekehrungsversuchen. Eines Tages, da er mir besonders stark die biblischen Wunder unter die Nase rieb, riß mir die Geduld. Ich sagte verdrossen: ‚Ach was, Wunder

bringt die moderne Chemie auch zusammen!' Der Mönch wurde ob der Lästerung zuerst bleich, dann — grob. ‚Dann machen Sie aus Dreck Gold; gelb ist er ohnedies schon!' sagte er giftig und ließ mich von da an in Ruhe.

Und sehen Sie, diesem Gottesmann habe ich alle meine späteren Erfolge zu verdanken. Bevor ich noch ganz genesen war, stand es bei mir fest, daß ich seinen Worten folgen müsse: Und, ein zweiter Vespasian, warf ich mich auf die — Abfallstoffe. ‚Abfallstoffe', Herr, das ist das Zauberwort! Was andere wegwerfen, das hebe ich auf, ändere es um und reiche es ihnen wieder — für teures Geld. Knochen, Pferdeäpfel, Sardinenbüchsen, Kadaver . . . ist mir ganz egal."

„Fein, fein," sagte Bohrke, „aber die Dinge sind jetzt alle schon vergeben. Die Welt wird immer schäbiger."

„I wo, vergeben! Sehen Sie, da schreibt mir ein Fabrikant, daß er täglich eine Waggonladung eines Fabrikationsabfalles erhalte, den er mit dem größten Vergnügen verschenken möchte. Er weiß absolut nichts damit anzufangen; selbst in den Fluß darf er ihn nicht schmeißen, da alle Fische daran sterben würden."

„Machen wa," sagte Bohrke. „Was ist es denn?"

„Alles Mögliche: Sand, Schwefelsäure, Glaubersalz, auch etwas Zucker ist dabei."

„Wie sieht es aus?"

„Na, so'n bißchen zähflüssig."

„Was wollen Sie daraus machen?"

„Ja, wenn ich das schon wüßte! Die einzelnen

Bestandteile müssen von einander getrennt werden, und das kommt natürlich teuer."

„I was, trennen! Das lassen wir alles schön beisammen. Sie sagten zähflüssig? Wie wär's mit Schuhwichse? Man gibt'n bißchen Ruß zu und nennt es ‚Klärifax' oder ‚Blitzewitzeblank'."

„Nee, das geht nicht. Das frißt die Stiefel auf."

„Na, wie wär's dann mit Wagenschmiere? Marke ‚Laufschnell' oder ‚Schmierdieachs'."

„Geht nicht. Ist doch Sand bei."

„Halt, halt ich hab es! Es ist zähflüssig, Zucker ist drin — wir machen Bonbons daraus! Sagen wa Marke ‚Süßes Fraß' oder . . ."

„Mensch, denken Sie doch an die Fische! Und hören Sie schon einmal mit den Marken auf!"

„Na, mein lieber Veilchenstoß, ich sehe schon, in der Sache verstehn Sie nichts. Nee, nee, das verstehen Sie nicht. Was kauft heute das Publikum? Die Marke. Was ißt es? Die Marke. Was trinkt es? Die Marke. Worauf schläft es? worin badet es? was raucht es? Was begafft es im Zirkus und im Theater? Antwort: Marke! Alles Marke! Na, und mit den Bonbons ist die Idee auch nicht so schlecht. Man gibt eben noch Zucker zu, bis die Sache genügend fest und süß ist. In der Reklame sagt man, daß gerade der Sand das Neue daran ist, sehr gesund, weil er den Magen ausscheuert. Und gar so giftig wird's auch nicht sein, gar wenn man noch

Zucker zugibt. Aber das sind alles Nebensachen! Vor allem: die Marke!"

Veilchenstoß begann der Sache Geschmack abzugewinnen. Er gab einige Verbesserungsmöglichkeiten an und vertiefte sich dann mit Bohrke in ein tiefes Studium zur Auffindung einer wohlklingenden, hypnotisierenden Marke.

Bohrke war in dieser Sache eine Schraube ohne Ende. Immer und immer wieder brachte er neue Kombinationen zum Vorschein. Am nächsten Tage wurde die geeignetste an das Patentamt gesandt.

Nach kurzer Zeit schon kam der Bescheid: Eintragung nicht möglich, da zehn ähnlich klingende Marken auf —ol, —al, —in, —en, —or, —ax, bereits vorhanden.

Bohrke sandte eine andre.

Es kam derselbe Bescheid auf —ol, —al, —in, —en, —or, —ax.

Bohrke sandte wieder.

Bescheid wie oben.

Bohrke hielt den dritten Bescheid in der Hand und sah Veilchenstoß fünf Minuten ohne zu sprechen an. Dann sagte er: „Wissen Sie, was ich dem Kerl da oben im Patentamt sagen möchte? Du k . . . . ."

Er vollendete nicht den Satz, sondern griff in die Luft, als ob er etwas gefangen hätte.

„Und ich werde es ihm auch sagen!" brüllte er dann, „hurra, unsere Marke ist gefunden!"

Und sie war gefunden!

* * *

An einem heiteren Märzmorgen wurden in den Straßen Berlins die Litfaßsäulen von dichten Menschenknäueln umlagert. Ja, das war etwas für die Berliner! Große, orangegelbe Plakate und darauf mit faustdicken Buchstaben nichts anderes als:

Leck mich!

In allen Büros, in allen Geschäften, in allen Werkstätten, an der Börse, kurz überall wurde stürmisch über die geheimnisvollen Plakate diskutiert. Bereits in den Mittagszeitungen gab's spaltenlange Artikel darüber. In der einen berichtete der offizielle Redaktionsgroßpapa über ähnliche Vorfälle in Paris und London im Jahre 18xy; in einer anderen orakelte die männliche Redaktionsvesta, die gewöhnlich von den „Unholden“, die ein Sittlichkeitsverbrechen begehen, schreibt; in einer dritten wieder setzte der Redaktions-Sherlok seinen Spürrüssel in Bewegung.

Das Publikum selbst stellte die tollsten Vermutungen auf. Es vermutete z. B.:

Ein alter, erfahrener Kritiker:

Verzweiflungstat eines Lyrikers, der, nach Erkenntnis der bornierten Unzugänglichkeit aller Redakteure, seinen Weltschmerz auf diese Weise in die Welt brüllt.

Ein Kriminalkommissar:

Lebenszeichen von dem seit zwei Jahren gesuchten Raubmörder Puffke.

Das Polizeipräsidium:

Eine neue staatsgefährliche Partei, eine neue Form des Anarchismus der Tat.

85000 weinende junge Mädchen (Verhältnisse):

Ein letztes Lebewohl meines geliebten Max, Fritz usw. . . .

85000 schwermütige junge Männer (Verhältnisse):

Ein letztes Lebewohl meiner geliebten Erna, Frieda usw. . . .

Es ist eigentlich nicht erst nötig, zu erwähnen, daß sämtliche Mittelschullehrer der Reichshauptstadt mit einem lauernden, argwöhnischen Blick die Schulzimmer betraten. Und was soll man erst von den p. t. Herren Bürovorstehern erzählen?

Am nächsten Tage dasselbe Plakat. Der Herr Polizeipräsident hatte inzwischen durch die Plakatierungsgesellschaft die Herren Bohrke und Veilchenstoß als Urheber des „Skandals" ermittelt. Er berief sie zu sich. Sie kamen wie zwei weiße Lämmer.

„Wie können Sie es wagen, etwas Derartiges plakatieren zu lassen?"

„Leck mich?" fragte Bohrke, der den Redner machte.

„Jawohl, das ist ja eine himmelschreiende Ungehörigkeit!"

„Aber ich verstehe nicht, wie der Herr Polizeipräsident darin eine Ungehörigkeit erblicken können?"

„Ja, wissen Sie denn nicht, was es bedeutet?"

„Man soll etwas lecken, ist das ungehörig?"

„Ja, ja, aber es kommt doch darauf an, was man lecken soll. Es handelt sich natürlich um eine bekannte Redensart."

„Redensart? Verzeihung, Herr Polizeipräsident, ich bin ein einfacher Mann, sozusagen ein simpler Bürger. Es wird sich gewiß um eine Redensart handeln, die nur in aristokratischen Kreisen üblich ist."

Der Polizeipräsident raste, aber Bohrke und Veilchenstoß blieben bei ihrer klösterlichen Unerfahrenheit. Endlich rief der Polizeipräsident einen Polizeisergeanten und beauftragte ihn, den beiden die Redensart mitzuteilen. Er selbst verließ inzwischen den Raum.

Als er wiederkam, fand er zwei erstaunte Gesichter.

„Aber so was! Herr Polizeipräsident!" rief Bohrke. „Das habe ich noch nie gehört. Aber was hat denn das für einen Zweck? Kann man denn damit auch Geld verdienen? Mein ‚Leck mich' ist nämlich bloß die Wortmarke für die von mir hergestellten Bonbons."

Der Polizeipräsident sah, daß hier nichts zu machen sei. Er entließ die beiden, die gleich am nächsten Tage ein großes erklärendes Plakat an allen Säulen befestigen ließen.

Berlin atmete auf. Aber nach den Geschäftsstellen von „Leck mich„ begannen wahre Völkerwanderungen. Ein jeder mußte ein Paket gekauft haben. Teils für sich, teils für andere. Erwiesen ist z. B., daß ein Bürovorstand 35 Pakete zugesandt bekam. Natürlich anonym. Immerhin war es sonderbar, daß die Zahl seiner Untergebenen gerade 35 betrug. Viele Verhältnisse benützten „Leck mich" á la turco als seidene Schnur, die dem Teil zugeschickt wurde, der bereits lästig war. Leider war dies nicht immer von Erfolg begleitet.

Bohrke aber und Veilchenstoß zogen riesige Gelder. Klugerweise verließen sie schon nach drei Tagen Deutschland. Denn zu dieser Zeit begann eine neue Völkerwanderung, aber diesmal nach — — den W. Cs., wo Bohrkesche Erfindungen das Weh lindern konnten, das seine letzte den meisten Bewohnern Berlins geschlagen hatte.

CADHUT,

der Erste Allgemeine Deutsche Hurentag

Zu dieser Zeit tagten in Berlin 5624 Kongresse. Sie wurden vom Geheimen Oberkongreßrat Döfike eröffnet. Dieser Beamte bezog ein Gehalt von 125000 M., da seine Tätigkeit nachgewiesenermaßen die anstrengendste war unter allen, die von städtischen Angestellten ausgeübt wurden. Vor seiner Aufnahme wurde er einer strengen körperlichen Musterung unterzogen, denn nur Bewerber mit ausgesprochenen Pferdelungen hatten Aussicht auf Aufnahme. Der letzte Prüfungsakt bestand in einer Probe im Sechstagehändeschütteln. Im Zentrum der Stadt befanden sich sogenannte Kongreßfütterungshäuser. Hier wurde den Kongreßmitgliedern Futter in Krippen vorgeworfen. In jeder Krippe lag ein Album mit Ansichten von Berlin als Andenken. In demselben Jahre tagten auf der ganzen Welt, wie der in London versammelte Kongreß für Kongreßkunde feststellte, 7364321 Kongresse. Es wird vielleicht interessieren, einige dieser Kongresse genannt zu hören:

Es tagte in München der Kongreß „Der auf dem linken Oberschenkel mit einem Leberfleck Behafteten".

Es tagte in Leipzig der Kongreß derer, die die Sprache

abschaffen und dafür in der rhythmischen Bewegung der Ohrwascheln der Menschheit ein Universalverständigungsmittel schaffen wollten.

In Prag tagte der Kongreß der Energoneotheosophen, die nachwiesen, daß man nur dann Glückseligkeit und Unsterblichkeit erlange, wenn man vor dem Schlafengehen das Nachthemd dreimal in der Richtung von Osten nach Westen um den Kopf schwingt, drei Finger der linken Hand an die rechte Brustwarze legt, den Atem einzieht, eine Minute lang ohne zu atmen auf seine Nasenspitze sieht und dann den Atem unter Ausrufung der heiligen Worte: „Bu bu bu aah" wieder ausstößt.

In Stettin tagte der Kongreß derer, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, Tauben zu züchten, die auf dem rechten Flügel einen hellultramarinblauen, auf dem linken Flügel einen isabellengelben Fleck und Schwanzfedern von 5,342 cm Länge haben.

Kurz, es tagte überall. Es war eine Schande, nicht zu tagen. Damals gingen schon 120 Menschen auf ein Schock. Und doch gab es einen ehrenwerten Beruf, der noch nicht tagte, noch nie getagt hatte. Und das waren unsere deutschen Huren.

Nun, wir wollen es nicht verheimlichen, daß unsere deutschen Huren gar nicht das Bedürfnis fühlten, zu tagen. „Laßt die anderen tagen," sagten sie, „wir aber wollen schlecht und recht unserer Arbeit nachgehen." Sie wußten gar wohl, daß eben durch die Kongresse ihr Geschäft einen ungeahnten Aufschwung genommen

hatte. Denn, mochten die Energoneotheosophen tagen, oder die Oberschenkelleberfleckenmänner, oder die Marskorrespondenten, oder die Anhänger des Vereines zur Veredelung der Darmperistaltik, — sie erholten sich ja doch alle von der Kongresse Mühen in den mütterlichen Armen unserer deutschen Huren. Wozu hätten sie also tagen sollen? Sie wollten nicht tagen. Diese Rechnung war ja ganz richtig und sie wäre es vielleicht auch geblieben, wenn sie nicht ohne Lora Meyer gemacht worden wäre.

Ohne Lora Meyer! Der kennt Lora Meyer nicht, der so ganz harmlos, man möchte sagen leichtfertig, das Wort „ohne" vor ihren Namen setzt. Gibt es denn überhaupt etwas ohne Lora Meyer? Nein! — wenigstens so weit es sich um die idealen Güter der Menschheit handelt, soweit es sich vor allem um etwas handelt, wovor man den Artikel „die" setzen kann. Ja, gibt es denn Leute, die Lora Meyer nicht kennen, Lora Meyer, die Frauenrechtlerin?! Diesen seltsamen, weltfremden und lichtscheuen Leuten rufe ich nur zu: „Verschlagene Winde! Verschlagene Winde — Lora Meyer! Lora Meyer — verschlagene Winde." Kennt ihr das Naturphänomen der verschlagenen Winde? Wenn ein Bauer seine Schüssel Kraut, Erbsen und Bohnen gegessen hat, dann kommt es wohl vor, daß sein Bauch mächtig anschwillt. „Winde," sagt er und ist noch immer gleichmütiger Laune. Aber wehe, wehe, wenn er sich unter die karierte Bettdecke legt, ein jämmerliches Gesicht schneidet und ächzend vor „Winde" das

Wort „verschlagene" setzt! Dann eilt die besorgte Gattin zum Herde, wärmt einen Topfdeckel und legt ihn auf den Bauch des stöhnenden Gatten. In dessen Innern aber fahren die verschlagenen Winde wie die Teufel hin und her. Bald sausen sie gegen den Magen, bald stoßen sie gegen die Leber, bald rempeln sie die Nieren an, bald klatschen sie auf die Blase — kein Wunder, wenn der Bauer alle Sünden bereut, Besserung und eine geweihte Kerze gelobt.

Nun also, nun wißt ihr, wer Lora Meyer ist! Ein verschlagener Wind im Bauche der menschlichen Gesellschaft, der hin und her fährt, jedes Organ an sein Dasein erinnert, zur Besserung und zu guten Vorsätzen aneifert. Ein wahnsinnig verschlagener Wind!

Und Lora Meyer sprach zu sich und beschloß: „Unsere deutschen Huren müssen einen Kongreß abhalten." Und damit war die Sache besiegelt. Ha! Wie ein Wind, wie ein verschlagener, fuhr Lora Meyer dahin und in unsere deutschen Huren hinein. Zu der einen sprach sie: „Ja, seid Ihr denn nicht auch Frauen? Und haben Frauen nicht Frauenrechte? Wer Rechte hat, hält einen Kongreß ab." Zu der zweiten sprach sie: „Ja, seid Ihr denn nicht auch Frauen? Aber Ihr habt keine Rechte! Wer keine Rechte hat, hält einen Kongreß ab." Zu der dritten sprach sie: „Und an das Alter denkt Ihr nicht? Gibt es für Euch keine staatliche Alters- und Invalidenversorgung? Ihr müßt einen Kongreß abhalten!" Sie sprach zu der vierten und zu der fünften, zur neunundneunzigsten und zu

der hundertsten, sie war in Berlin, sie war in Wien, in Stuttgart und in Hamburg, besuchte die Alleinschweifenden, besuchte die Kasernierten. In Aussig die „Grotte“, in Chemnitz den „Goldenen Schlüssel“, in Triest „Die Herzogin“, in Teinitz „Den Topf“, kurz, wo eine rote Laterne leuchtete, da fand sie sich hin.

Und so wurde denn in Gottes und Lora Meyers Namen für den 15. August der erste allgemeine deutsche Hurentag angesagt. Nach Berlin. Das ist doch selbstverständlich.

Die Aufnahme in Berlin war warm und herzlich. Die meisten Bars, Tanzpaläste und Animierkneipen hatten geflaggt. Komiteedamen, kenntlich an einer weißen Armbinde mit eingesticktem roten Hausschlüssel, bemühten sich eifrig um Ordnung und Orientierung. Für Unterkunft war überreichlich gesorgt.

Das Berliner Straßen- und Nachtleben feierte Orgien. In der Friedrichstraße drängte und staute sich um ein Uhr nachts eine karnevalistische Menge. Etwas Brüderlich-Schwesterliches, Natürliches ergriff die Menschen. Worte und Bewegungen hatten etwas Dünnflüssiges und Moussierendes. Wer etwa vom Dache eines Autobus auf die Menge hinuntersah, dem wurde schwindlig vor den Augen: denn alles wiegte sich, wackelte. Mächtige Busen hoben und senkten sich mit gewollter Übertreibung; Steiße jeden Kalibers drehten sich, beschrieben Spiralen, Parabeln, Ellipsen; Hüte jeden Umfanges machten ganz sonderbar die pendelnden Bewegungen wohlfrisierter Köpfe mit. Und die Blicke!

Der Kongreß tagte im Theater der Hunderttausend. Die riesige Halle war aufs glänzendste ausgeschmückt. Die vorherrschende Farbe war rot. Schwere Girlanden, unendlich dick, hingen an den Wänden, rankten sich um Säulen, krochen längs der Gesimse. Und dazwischen hingen Gemälde, die alles darstellten, was dem Hurentume teuer ist. Man sah Buddha von einer Bajadere festlich bewirtet; Mahadöh, den eine andere tanzend ins Haus zieht, während sie in einem zweiten Gemälde göttlich mit dem Göttlichen vereint aus dem lohenden Scheiterhaufen emporschwebt; Maria Magdalena vor ihrer Bekehrung, wie sie, von einem Schwarm junger Juden und Römer umgeben, Salböl auf ihr blondes Haar gießt — — ihr Auge aber blickt schon seltsam fern. Dann die großen Huren der Geschichte: Lais; Aspasia: Perikles sitzt neben ihr. Aus einer Pergamentrolle liest er ihr die Odyssee vor, während seine freie Rechte in ihrem Busen wühlt; Phryne läßt vor verzückten Richtern das Gewand fallen; Kleopatra; die tolle Tafel eines Renaissance-Papstes; die Pompadour, Ninon de Lenclos, Katharina von Rußland; herrliche Bilder moderner Demimondänen. Dies alles hatte Lora Meyer und der Maler Lemann arrangiert.

Der amphitheatralische Saal war bis auf das letzte Plätzchen gefüllt. Wer beschreibt den Wirrwarr der Farben, der Stimmen und der Gerüche! Dies züngelte, flutete, dunstete alles durcheinander: Fleisch addierte sich zu Fleisch, Farbe zu Farbe, Stimme zu Stimme, Geruch zu Geruch, und schließlich hatte der Beobachter

3*

das Gefühl, als flösse eine einzige träge, lärmende, riechende, blasenwerfende Fleischmasse über den Saal.

Die Ehrenpräsidentin, Lora Meyer natürlich, gab das Zeichen der Eröffnung. Dann sprach sie: „Meine Damen, Schwestern, Frauen, Huren, ja, warum nicht? Huren! Heute ist ein großer Tag. Ein Merktag! Der Tag eines Abschlusses und eines Beginnes. Ein Tag der Selbstbesinnung in der Geschichte der Menschheit. Mit Stolz mag die ganze Menschheit hierherblicken! Denn was hier geschieht, ist eine Apotheose dieser Menschheit oder sagen wir lieber: das Ende der Menschwerdung. Ein letztes Dunkel wird verscheucht, und abertausend Arme recken sich empor, und abertausend Stimmen rufen: ‚Sonne!‘ Frauen, Schwestern, Huren! Zeigt heute der aufhorchenden Welt, daß auch ihr ein Teil des Ewig-Weiblichen seid, das hinanzieht! Ruft es hinaus: ‚Wir wollen genesen — aber auch ihr sollt an uns genesen!‘

Nach diesen Worten edler Begeisterung erbat sich sofort Fräulein Liane de Bourbonois das Wort. Sie ging mit dem abgefeimten wiegenden Gang der Kinomodenschaumannequins zur Rednertribüne, machte eine spitze Schnauze und begann: „Ich finde es etwas hors-d’œuvre, daß man uns alle hier ganz einfach (Grimasse) — — Hüren tütüliert, ich bin keine (Grimasse) — — Hüre! (Stimmen: sehr richtig!). Wenn andere so genannt werden wollen, ist mir das ganz toupet. Ich habe meine feinen Liösongs, die kavaliermäßig zahlen, ich habe ein feines Zehnzimmerlogis, ich

laufe nicht auf der Straße herüm mit einem Pompodür. Wenn man mich tütülieren will, so bitte ich, mich Demimondäng oder Mätresse zu nennen. Ich habe sogar eine Zeitlang am Hofe des Fürsten von Bieberitz gewohnt und könnte ganz güt den Tütel ‚Favoritin‘ beansprüchen.“

Es entspinnt sich eine lebhafte Debatte über diesen Einwurf, wobei sich besonders ein Fräulein Lilli Kniefge aus der Ackerstraße sehr aufregt, und immer wieder in die Dikussion hineinruft: „Hure bleibt Hure!“ Schließlich einigt man sich dahin, bei der Ansprache immer zu sagen: Versammelte Huren, Mätressen, Demimondänen und Favoritinnen!

Als nächste erhält Fräulein Lieschen Schiewanz das Wort. Sie ist ein kleiner, beweglicher Racker mit einer Guckindenhimmelnase.

„Jk muß mir hier über den Herrn mit dem gelben Paletot beklagen, der was mir gestern im Café Schulz hineingelegt hat. Lottchen war mit und kann alles beschwören. (Lebhafte Zustimmung Lottchens, Galerie rechts.) Nu hab ik dem Mann doch gesagt, daß ik mir mit Ede verkracht habe. Nu geht der Mann hin und setzt sich rechts unter dem Spiegel bei die Musike. (Lebhafte Zustimmung Lottchens, Galerie rechts.) Nu kommt der Herr Schlesinger und sagt: ‚Mach, daß de wegkommst!‘ Nu sag ik wieder: ‚Wat, ik? Wo ist mein Taler von die Bowle?‘ Hab ik recht oder nicht? (Enthusiastische Zustimmung Lottchens.) Nu sag ik dem Mann, er soll man bißchen

warten und geh nach die Novalisstraße und sag Edes Wirtin, daß ik nu alles weiß, und sie soll mir die Grüne geben, weil ik sie wieder brauche. Wie ik wieder zurückkomme, sagt der Mann mit dem gelben Paletot: ‚Biste wieder da?‘ und haut mir Eene runter und geht weg. Muß ik mir das gefallen lassen, wo ik doch dem Herrn Schlesinger den Taler gegeben habe? (Entrüstungsrufe von der Galerie rechts.) Ik beschwere mir!“ Unter lärmendem Beifall von der Galerie rechts begibt sich Lieschen wieder auf ihren Platz. Todesstille. Es entsteht eine kurze Pause, in der alles über Lieschens Worte krampfhaft nachdenkt.

Aber mächtig erhob sich dann Kathi Müller. Mit gewichtigen Schritten ging sie zur Tribüne, ruhig, imposant, als umschritte sie ihren Häuserblock. Setzte sie den rechten Fuß auf, so zitterten und klirrten die Luster zur Rechten, setzte sie den linken Fuß auf, so zitterten und klirrten die Lampen zur Linken. Nun stand sie oben. Mächtig schob sich die Gebirgslandschaft ihres Busens über die Tribüne, jäh und unvermittelt ruhte darauf das Massiv ihres Kopfes. In den Falten ihres Gesichtes stand aber das Wort geschrieben: Erfahrung.

„Meine Huren! (Zwischenruf Liane de Bourbonois.) Wir sind hier nicht zusammengekommen, um alten Tratsch und Klatsch aufzuwärmen und das Kauderwelsch kleiner Empörungen mitanzuhören, (Heftiges Entrüstungsduo von der Galerie rechts.) Ich meine, wir haben uns versammelt, um unsere Standesinter-

essen zu besprechen und zu wahren. (Sehr richtig!) Standesinteressen wahren heißt aber heute in der ganzen Welt klipp und klar: dafür sorgen, daß möglichst viel Geld ins Portemonnaie kommt. Alles andre ist Larifari und Gefasel. Und wenn jemand von ‚Menschwerdung‘ und ‚Sonne‘ und ‚Dunkelverscheuchen‘ spricht, so quatscht er, und mag er tausendmal Fräulein Lora Meyer heißen. (Große Unruhe. Lora Meyer trinkt ein Glas Wasser.) Und nun will ich euch das Ding nennen, das die Interessen eines jeden Standes verletzt, auch die unseres Standes. Es heißt: Konkurrenz. Donnerwetter! Wie könnten wir in eitel Freuden leben, wie könnte unser Portemonnaie anschwellen, welch hohe Achtung könnten wir genießen, wenn es nicht eine infame, schmutzige, dreckige Konkurrenz gäbe!“ '

Kathi Müller begann sich zu erregen. Ihr Busen vollführte unheimliche Bewegungen. „Und wer macht uns diese Konkurrenz? Wer? frage ich. (Wer? Wer?) Niemand anderes, als das ganze falsche, gemeine, hinterlistige, ‚anständige‘ Weiberpack! (Ja! ja! ja!) Seht sie euch doch mal an, diese zarten Dingerchen! Augenniederschlagen, Erröten, süßen Quatsch, Lispeln, von ‚Liebe‘ Reden, und was ist's am Schluß? — — Unlautere Konkurrenz! (Gemein!) Da gibt's die kleinen Bürgermädels, die abends aus ihren Geschäften nach Hause schlendern, — für einen Mohrenkopf mit Schlagsahne werden sie ‚Verhältnisse‘. (Pfui! Pfui! Pfui!) Dann die kleinen Affen aus dem Westen — die zahlen

noch selber, wenn sie einen ‚Roman‘ erleben können. (Die Ludern!) Und gar erst die Dienstmädel, die den Haussohn pflegen, die Gouvernanten, Kellnerinnen, Sängerinnen, Balletteusen! (Nieder mit ihnen!) Was für gute Zahler waren früher die alten Herren! Heute hält sich so ein Kerl eine Sekretärin für sein letztes Liebesgemäcker! (Ekelhaft!) Die Haare könnte man sich einzeln ausreißen, wenn man mit ansieht, was heute die verheirateten Frauen treiben! Die unverstandenen Biester! Man könnte glauben, alle Menschen seien Karnickel geworden! Nieder mit der verfluchten Karnickelei!“

Kathi Müller schlug mit der Faust auf den Tisch, daß seine Beine auseinandergingen wie Kalbshinterfüße. Im Saale verbreitete sich eine greuliche Erregung, eine abscheuliche betäubende Hitze strömte aus den geheizten Leibern aus.

„Ja, was drängen sich denn alle die ‚anständigen‘ Weiber an die Unsittlichkeit heran?! He? Was haben sie damit zu tun? He? Nichts! Wir, wir, wir ganz allein sind von Gott und Staat dazu berufen!“ (Wir! Wir! Wir!) Es entstand ein ungeheurer Tumult. Zornige Arme fuhren in die Luft. Man suchte ein Opfer. Und da erfüllte sich das Geschick Lora Meyers. Sie griff zur Glocke und verlangte Ruhe.

„Da, seht euch d i e an!“ schrie Kathi Müller und streckte ihren wurstdicken Arm gegen Lora, „das ist die feinste Sorte! Das ist so eine Anführerin der famosen Frauenbewegung! Das ist so eine Verkünderin der ‚freien Liebe‘! Pfui Teufel!“

Ein Wutgeheul folgte diesen Worten. Endlich hatte man ein Objekt, eine Vertreterin der „Anderen". Aus dem Parterre, von den Galerien, von rechts und von links prasselten die tollsten Wurfgeschosse auf Lora Meyer nieder. Apfelsinen, Puderbüchsen, Schweißblätter, Schirme, Schuhe, Zöpfe, Schlüssel. Die wildesten Mänaden aber, vor allem Liane de Bourbonois, sprangen vor und fielen über Lora her. Im Nu war ihr Zopf unten, ihre Kleider in Fetzen, ihre Glieder voll Schrunden. Zum Schlusse warf man den armen, klapperdürren Leib bei der nächsten Türe hinaus. Mit selbstverständlicher Feldherrlichkeit aber bestieg Kathi Müller den Präsidentenstuhl und schrillte in die Menge: „Ruhe!" Ruhe trat ein.

„Was verlangen wir? (Ja, was verlangen wir?) Wir verlangen Schutz der Unsittlichkeit! (Schutz der Unsittlichkeit! heulte die Menge). Die Unsittlichkeit darf nie und nimmer Allgemeingut der Weiber werden. (Nein, nein!) Weg mit allem, was dazu auffordert! Weg mit den unzüchtigen Bildern, und mögen sie von Raffael sein! Weg mit den unzüchtigen Büchern, und seien sie von Goethe! Weg mit dem unzüchtigen Theater! Fort mit dem Sport! Mit dem unzüchtigen Rodeln! Man sperre die Töchter wieder in Pensionate! Man führe wieder ein reines, keusches, wahrhaft bürgerliches Leben! (Ja! ja! ja! Schutz der Unsittlichkeit! Ganz richtig! Keuschheit!) Und darum schlage ich als Ergebnis unseres heutigen Kongresses folgende Resolution vor, die wir an den Minister für innere Mission und

an Exzellenz von Schnuffel, Vorsitzendem des großen Deutschen Sittlichkeitsverbandes, telegraphisch abschicken wollen:

„Die im Theater der Hunderttausend versammelten deutschen Huren, Mätressen, Demimondänen und Favoritinnen erachten es als erste Kulturaufgabe der Gegenwart, die immer mehr in Verfall geratende Sittlichkeit des deutschen Volkes zu heben und wieder herzustellen. Deshalb fühlen sie sich eins mit allen jenen edlen Männern und Vereinen, die sich die Bekämpfung der von allen Volkskreisen unberechtigterweise an sich gerissenen Unsittlichkeit in Tat, Wort und Schrift zur Lebensaufgabe gemacht haben. Möge wieder Reinheit und Keuschheit in das Herz der deutschen Jungfrau einziehen! Das walte Gott!"

Die Resolution wurde begeistert aufgenommen. Und schon kurze Zeit darauf wälzte sich aus dem Theater der Hunderttausend ein Lavastrom erhitzten Fleisches über die Berliner Straßen und Plätze.

Epigonokokken

Nein, er hatte nichts Fettes gegessen, sage ich Ihnen. Hedwig, was haben wir gestern zum Nachtmahl gehabt?"

„Rostböff, ganz mager und durchgebraten. Bei uns wird alles auf Butter gebraten."

„Die Rosen und Nachtigallen,
Sie haben mir zugesehn,
Und auch bei der keuschen Lilje,
Fand ich ein wenig Verstehn."

„Hören Sie ihn? Kann das vom Magen kommen? Es kann nicht vom Magen kommen, sage ich Ihnen!"

„Der junge Mann hat eine erhöhte Temperatur, aber keineswegs ein derartiges Fieber, daß man seine Reden als Phantasien bezeichnen könnte. Professor Zulz hat bei solchen Fällen . . ."

„Und solang du das nicht hast,
Gehe hin und lerne!
Ferne wird zur Nähe fast,
Nähe wird zur Ferne."

„Hören Sie ihn? Nichts als Gereimtes gibt er von sich! Kann das vom Magen kommen? Es kann nicht vom Magen kommen, sage ich Ihnen!"

„Gewiß, gewiß, ich behaupte ja nicht, daß es unbedingt vom Magen kommen muß. Aber erst kürzlich hat Professor Bügge gezeigt, daß . . ."

„Was schert mich Gut, was schert mich Geld!
Holdriochcho!
Ich schmeiß Dukaten in die Welt!
Hollaro!"

„Allmächtiger Gott! Der Junge ist verrückt!"

Der Kommerzienrat machte ein heftiges Schwimmtempo gegen den Arzt; die Augen wurden starr und glasig wie bei einer Hundeleiche.

„Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß hier ein psychisches Trauma vorliegt. Würden Sie vielleicht die Frage gestatten, ob in Ihrer Familie . . ."

„In meiner Familie? In meiner Familie?"

„Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen; ich frage aus rein ärztlichen Gründen. Besonders in letzter Zeit hat Professor Munkowski vielfach nachweisen können, daß . ."

„Die Großstadtlaterne
Hat es mir angetan.
Ihr Licht zischt.
Es hockt daran
Eine grüngekleidete Prostituierte
Und fischt.
An der Ecke wie ein Molch
Wetzt ein Louis den Dolch;
Schieber
Schleichen vorüber,

Und wie eine Schmeißfliege das Aas,
Umschwirrt ein Äroplan all das.
Großstadt! Großstadt! Großstadt!"

„Hedwig, geh hinaus! Berthold, lieber guter Berthold, komm doch zu dir! Sei schön klug, Berthold. Sahst du's, wie deine Mutter weinte, als sie hinausging?"

„Das grüne Quallenförmige in mir
Hat seine Gezeiten wie das Meer;
Meine Seele angelt an einsamen Flüssen;
Ich bin ein Reisender,
Weithin — Weither."

„Haha, Bertholdchen will sich einen guten Tag aus uns machen! Nicht wahr, Bertholdchen, einen guten Tag?"

„Ha! Erde! Mürber Lehmklumpen!
Mit Geisteszangen beiß ich dich,
In Geistesmörser schmeiß ich dich,
Pulverisiere d—ich, löse dich
In Galle und Geifer!"

„Lassen Sie ihn allein!" flüsterte der Arzt und zog den Kommerzienrat zur Türe. „Im letzten Hefte der ‚Psychiatrischen Monatshefte' ist ein interessanter Artikel von Professor Manceau, der unzweifelhaft . . ."

Jedermann kann sich vorstellen, wie jämmerlich die Stimmung im Hause des Kommerzienrats Zierzlaff war. Berthold, der brave, liebe Junge, mit all den sparsamen, soliden, realen Anlagen seiner Eltern, dem Vater aus dem Gesichte geschnitten, die Freude seiner Lehrer, die Säule des Kontors — — krank — — unheim-

lich, rätselhaft krank! Die Verwandten schüttelten kummervoll die Häupter, in der Stadt flüsterte man. Am Bette Bertholds warfen die berühmtesten Medizinerstirnen Falten, die berühmtesten Professorenbärte wurden gedankenvoll gestrichen. Sämtliche pharmazeutische Fabriken sandten ihre unfehlbaren Patente, und sie wurden alle, alle dem Patienten oben und unten, hinten und vorn eingegeben — gespritzt, —geschmiert, — alle, alle vergeblich. Selbst der berühmte Manceau verließ achselzuckend das Haus und beschränkte sich darauf, einen seiner berühmten Artikel in die „Psychiatrischen Monatshefte" zu schreiben. Es war ein Jammer. Und fürwahr, kein Mensch auf Gottes weitem Erdboden wird es unserem Kommerzienrat übelnehmen, daß er nach dem Versagen der Wissenschaft eine Instanz höher ging, hinauf zu den Kurpfuschern. Es wurde Herr Knausel aus Weihenroda berufen, der unserem Berthold Honig, Senf und Geißblattextrakt auf den Nabel legte; Herr Timorarius aus Dresden fütterte ihn sechs Wochen lang mit kanadischer Pfeilwurz; Frau Leberl aus Untermedelzen ließ ihn zur Austreibung der schlechten Säfte immer und immer wieder Gaaspopperltee trinken. Ach, ach, ach! Auch dies alles war vergeblich! Und schon wollte der gequälte Kommerzienrat das Schicksal seines Sohnes in die Hände der höchsten Instanz legen, nämlich in die des lieben Gottes, als er durch einen jungen Studenten auf Dr. Peter Darr aufmerksam gemacht wurde.

„Vor allem hüten Sie sich, vom Honorar zu spre-

chen", sagte der Student, als er mit dem Kommerzienrat in die Stupartsgasse ging. „Er ist kein Kurpfuscher, er ist kein Wissenschaftler. Er ist ein Liebhaber, ein Geizhals des Wissens. Was er tut, tut er weder für die Menschheit, noch für die Wissenschaft, noch für das Unterrichtsministerium, nöch für die Nobelstiftung, noch für die illustrierten Zeitschriften; was er tut, tut er für sich. Er will wissen. Sein Gehirn befriedigen. Hat er dies in einer Sache getan, ist sie für ihn erledigt. Er gleicht jenen Dichtern, die unsterbliche Werke in ihren Schreibtischen verschließen, unbekümmert um Mit- und Nachwelt, bekümmert nur um sich. Wenn ihn der Fall Ihres Sohnes nicht interessiert, haben Sie nichts von ihm zu hoffen."

Die beiden stiegen die drei Treppen zu Darrs Wohnung hinauf. Der Empfang war sehr freundlich, da Darr den jungen Studenten, einen Sohn seines besten Jugendfreundes, sehr gut leiden mochte. Der Kommerzienrat, der geglaubt hatte, einen schrulligen Asketen zu finden, war erstaunt: Peter Darr war ein mittelgroßer, beitschultriger Mann, mit blondem Vollbart, gelocktem, aufwärts gekämmtem Haar, einem Zwicker auf der Nase und einem Lächeln auf den wulstigen Lippen. Das einzige „Romantische" an ihm war vielleicht die Nachlässigkeit seiner Kleidung. Er trug ein Jägerhemd ohne Kragen und Krawatte.

„Also, was bringen die Herren Neues?" fragte Peter Darr. Schon wollte der Kommerzienrat den Mund öffnen, doch der Student kam ihm rasch zuvor: „Es handelt

sich um etwas ganz Besonderes, Herr Darr," sagte er, „um etwas, worüber sich dreißig Professoren vergeblich den Kopf zerbrochen haben. Ich bringe es Ihnen, wie man einem Sammler eine ganz teuere Rarität bringt."

„Die ich aber herzlichst dankend ablehne, weil ich momentan mit einer ganz außerordentlichen Sache beschäftigt bin."

„Aber . . ."

„Ich danke."

Nun, wenn Sie sich nicht damit befassen wollen, Herr Darr, ist nichts zu machen. Aber vielleicht darf ich Ihnen die Geschichte — ich meine bloß ganz gesprächsweise — erzählen?"

„Na, dann legen Sie in Gottes Namen los."

„Es handelt sich um den Sohn des Herrn Kommerzienrates hier. Er hat die Dichtkrankheit."

„Dichtkrankheit?" fragte Darr. Der lustige Ausdruck gespielter Langweile verschwand blitzschnell. Er wurde ernst, ja lauernd.

„Jawohl, Dichtkrankheit. Stellen Sie sich einen braven, geschäftstüchtigen, jungen Mann vor, der . .", und unser Student entwarf nun die Vorgeschichte der Krankheit Berthold Zierzlaffs. Er war noch lange nicht zu Ende, als Peter Darr von seinem Lehnstuhl aufsprang, ein dickes Buch, das neben ihm lag, ergriff, es mit Riesengewalt zu Boden schleuderte, im Zimmer wie verrückt umherlief und unter heftigen Armbewegungen in deutscher, französischer und italienischer Sprache alle

ihm bekannten Flüche und noch einige ganz neue, im Drange der Minute erfundene, hervorbrüllte. Die beiden Besucher waren wie vom Donner gerührt.

„Ja, warum sind Sie so zornig, Herr Darr?“ wagte der Student zu fragen.

„Ich, zornig?“

„Sie fluchen ja.“

„Freilich fluch' ich, Mensch, weil ich mich freu'!“

„Meine Herren,“ sprach Darr wieder gefaßter, „wissen Sie, was Sie mir bringen? Den akuten Fall! Den Schlußstein meiner jahrelangen Arbeit! Nichts mehr und nichts weniger! Sie wissen ja gar nicht, was ich für Freude habe!“ brach er wieder los und fuhr dann fort: „Nun will ich Ihnen die Sache erklären.“ Er setzte sich in seinen Lehnstuhl, brachte mit gespreizten Fingern der rechten Hand seinen Zwicker in Ordnung und begann:

„Sie wissen, daß eine Reihe von Leuten die Behauptung aufstellt, daß alle Genies verrückt wären. Ich habe die Sache gründlich studiert, weil sie ja nichts Unmögliches oder nur Unwahrscheinliches enthält. Denn einerseits ist weder das ‚Normale‘ etwas so Wunderschönes, Wünschenswertes und Ehrenwertes, andererseits auch das ‚Geniale‘ wiederum nicht so etwas Turmhohes, Überaußerordentliches, Naturerschütterndes, Hehres, als was es seit zweihundert Jahren immer wieder angehimmelt wird. Ob normal oder genial, im Grunde steckt ja doch immer nur ein — Menschlein dahinter. Verfluchte Helminthen! dachte ich mir, warum

wühlt ihr immer nur in Leichen? Seid ihr richtige Forscher, so beobachtet doch das lebende Objekt! Nehmt ein lebendes Genie und stellt fest . . ."

„Sehr richtig!" platzte das Studentlein heraus.

„Das Ding begann mich immer mehr zu interessieren, und ich entschloß mich endlich, meinen Gedanken selber auszuführen. Also nehmen wir mal ein Genie, sagte ich mir."

Darr machte eine Kunstpause. „Nehmen!" schrie er dann plötzlich und schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. „Haha, erst eines finden! Ich hatte mir die Sache zu leicht vorgestellt. Wie wahnsinnig suchte ich. Die ganze moderne Literatur schüttete ich in mich. Schließlich fand ich ja doch einen Menschen, der als Versuchsobjekt hätte dienen können. Aber da hatte ich schon die Lust an der ganzen Sache verloren, weil sich mir ein Problem entgegenstellte, das mich ganz gefangen nahm."

„Sie haben also keine Beobachtungen am lebenden Genie gemacht?" rief der junge Student bedauernd und vorwurfsvoll.

„Teilweise, teilweise, mein Sohn. Vor allem aber hieß es, die brennendste Frage zu beantworten, die mir beim Suchen nach dem Genie immer wieder ins Gehirn sprang, die brennendste Frage unserer Zeit. Und die heißt: Woher kommen die vielen Epigonen? O mein Sohn, in was für einem wiederkäuenden Jahrhundert leben wir! Was nur irgendwo und irgendwie von jemand gekaut wurde, du findest es wieder zwischen

den Kinnladen unserer Poeten! Was scharren sie nicht wieder aus? Welche alten Modelappen hängen sie sich nicht um? In welchem alten Tonfall reden sie nicht? Welches alten Kunstbeherrschers Requisiten wissen sie sich nicht anzueignen? Warum? Warum? Warum? Ich habe mit Leuten gesprochen, die das alles auf das „Zeitalter der Technik" schoben: Der Blick der modernen Generation sei wunderbar für das Technische geschärft. Wie ein Ingenieur den Bau einer Maschine schnell und logisch durchschaue, so erfaßten unsere Modernen sofort die Bauregeln dieses oder jenes Stiles. Unmöglich! Das könnte doch nie und nimmer ein Hindernis bilden, selbständig etwas zu bauen! Kurz, je mehr ich mich mit der Sache beschäftigte, um so mehr kam mir zum Bewußtsein, daß hier eine Krankheit, und zwar eine ansteckende Krankheit, vorliegen muß."

Darr machte eine Pause. Der Kommerzienrat war rot wie im Fieber.

„Hehe, ein jeder, der das hört, sagt unfehlbar: Verrückte Idee. Nur einer nicht! Wissen Sie, wer? Der, dem diese Assoziation als Erstem durch das Gehirn gewetterleuchtet hat. Mit der Verbissenheit und der Lammsgeduld des Erstdenkers verfolgt er sie, bis er ... nun, bis er unumstößlich nachgewiesen hat, daß alles Epigonentum eine ansteckende Krankheit ist, und daß es, wie alle ansteckenden Krankheiten, durch Bazillen übertragen wird. Alle Epigonen sind mit einer Kokkenart infiziert. Epigonokokken habe ich sie getauft."

4*

„Ja, aber . . . wie haben Sie . . .“

„Schon gut, schon gut. Kommen Sie, meine Herren!“

Darr führte die beiden in sein Laboratorium. Eine peinliche Ordnung herrschte darin. Man sah Käfige mit Affen und Papageien, Brutschränke und glänzende Glasapparate. Er führte sie vor einen großen Kolben, in dem sich eine filzige, faserige Masse befand.

„Hier in diesem Kolben sehen Sie eine Aufschwemmung von Shakespeares sämtlichen Werken in Nährbouillon.“

„??“

„Jawohl, Shakespeare, Cottasche Ausgabe. Daraus züchte ich den Epigonococcus Shakespeare regius. Dieser Bazillus entwickelte sich in Shakespeares Hirn. Er lebte zuerst als normaler Kokkus darin und verursachte den holden Wahnsinn Shakespeares. Nun kennen Sie wohl den Satz: actio par reactioni. Der Kokkus machte Shakespeare in genialischem Sinne verrückt, aber auch das Shakespearische Gehirnmilieu wirkte auf den Kokkus ein. Er bekam ganz neue Shakespearsche Eigenschaften: Seine Lebenstätigkeit erzeugt immer wieder die einmal dagewesenen Gehirnvorgänge. Aus den Manuskripten des Dichters wurde er beim Drucke auf die Presse übertragen, kam von da in die erste Auflage, und pflanzte sich bei jedem Neudruck auf vollkommen mechanischem Wege in den neuen Auflagen fort. Das ist nichts Wunderbares. Nach den wohlbekannten Methoden der Bakteriologie

erzeuge ich eine Reinkultur und überimpfe sie auf Papageien und Affen. Das Blut dieser Tiere gibt mit dem Blute jener Poeten, die von diesem Epigonokokkus befallen sind, ganz spezifische Reaktionen. Sie kennen ja die Ergebnisse der modernen Serologie auf anderen Gebieten.

„Hehe," lachte Darr, der heute von einer ungewohnten Redseligkeit war, „haben Sie eine Ahnung, wie viel Epigonokokken-‚Spezies' es gibt?" Er zog aus einem Brutschrank einen Stoß Zuchtplatten. Man sah auf der Gelatine buntgefärbte Bakterienrasen.

„Hier," sagte er und reichte eine Platte seinen Besuchern: „Epigonococcus Walt Whitman. Der macht die Whitmanerln, die alles, alles schön finden. Hier — Epigonococcus Edgar Poe. Macht die schaurigen Edgar Popochen. Hier — Epigonococcus Charles Baudelaire. Macht die Baudelaireschchen, die jedes Kaffeehaus, jede Bar und jede Prostituierte so ganz verflucht grausig finden. Hier — Epigonococcus Verhaeren. Macht die vielen Verhärchen, die in unserer Literatursuppe schwimmen."

„Entschuldigen Sie eine Frage," unterbrach ihn der Student. „Wie verschaffen Sie sich das Blut der einzelnen Schriftsteller?"

„Das machte mir anfangs kolossale Schwierigkeiten. Aber Sie wissen ja, eine Entdeckung zieht die andere nach sich. Ich fand nämlich, daß man die Reaktion nicht bloß mit Schriftstellerblut, sondern auch mit Schriftsteller-Urin machen kann."

„Ja, aber woher ...“

„Na, das ist einfach. Ich stehe seit einigen Jahren in lebhaftem Geschäftsverkehr mit sämtlichen Kammerdienern, Kammerzofen und Wirtinnen unserer Poeten. Nur die verfluchten Dramatiker. Die hätten fast meine ganze Arbeit umgestoßen.“

„Werden die vielleicht nicht infiziert?“

„Ja, freilich, freilich. Aber der normale Urin reagiert nicht. Erst als ich dazu überging ... doch kommen Sie mal her! Was, glauben Sie, ist dies hier?“ Darr öffnete einen großen Materialenschrank, in dem viele versiegelte und etikettierte Flaschen standen. Er machte eine großartige Handbewegung und flüsterte dann geheimnisvoll und ehrfürchtig:

„Premieren-Urine. Die reagieren! Sie finden hier die bekanntesten Dramatiker der Jetztzeit. Die Sammlung vermache ich mal Ihnen, junger Mann. Ist mehr wert als tausend Autographen. Sämtliche Garderobenfrauen der großen Theater haben an dieser Sammlung mitgearbeitet.“

Darr wandte sich an den Kommerzienrat: „Ich habe bisher nur mit chronischer Epigonitis zu tun gehabt; Ihr Sohn ist der erste Fall einer akuten. Sie schicken mir seinen Urin und in acht Tagen sollen Sie erfahren, welche Spezies ihn befallen hat.“

„Schicke ich, schicke ich! Aber lieber, guter Herr Doktor Darr, wie soll das enden? Allmächtiger Gott, die Sache ist doch heilbar?“

„Aber gewiß! Das Serum des infizierten Affen

wird Ihrem Sohn eingeimpft, und weg ist die Sache, wie Kuhpocken. Ich habe erst unlängst einen Jüngling, der an Epigonococcus Heine suavis litt, geheilt. Er ist jetzt Sparkassenbeamter."

Der Kommerzienrat dankte überschwenglich; Darr führte seine Gäste zur Türe und verabschiedete sie.

Nach vierzehn Tagen erschien der Kommerzienrat wieder bei Darr. Der war in rosigster Laune: „Haha, nehmen Sie nur Platz, Herr Kommerzienrat. Also Ihr Sohn hat einen ganz tollen Epigonokokkus. Er reagiert mit sämtlichen von mir gezüchteten dreiunddreißig Epigonokokkenarten. Ich habe ihn Epi-Epigonokokkus genannt oder auch Epigonococcus canis villaticus, das heißt Dorfköter. Hahahaha, kennen Sie die Dorfköter? Die Beine vom Dackel, die Schnauze vom Spitz, die Ohren vom Vorstehhund, den Schwanz vom Pudel" — Darr schüttelte sich vor Lachen, — „das ist der Epigonokokkus Ihres Herrn Sohnes."

„Und das Heilserum?"

„Gibt's nicht für so was. Unheilbar."

Tiefbetrübt kehrte der Kommerzienrat in den Schoß seiner Familie zurück.

* * *

Zwei Jahre waren verstrichen und der Frühling, wie man zu sagen pflegt, wieder ins Land gezogen, als an einem schönen Maitag Kommerzienrat Zierzlaff wieder bei Darr vorsprach.

„Ah, sieh da! Der Herr Kommerzienrat! Was macht Ihr Herr Sohn? Noch immer krank?"

„Lesen Sie nicht Zeitungen? Verfolgen Sie nicht die Literatur?“

„Gott sei Dank, seit zwei Jahren nicht mehr.“

„Wenn Sie das täten, hätten Sie es nicht nötig, mich zu fragen, was Berthold Zierzlaff macht. Sie würden eher fragen: Was macht er nicht? Ein berühmter Mann ist er, sag' ich Ihnen! Bleiben Sie vor einer Anschlagsäule stehen — in zwei Theatern wenigstens werden Stücke von ihm gegeben. Sehen Sie in die Auslage eines Buchhändlers — ‚Berthold Zierzlaff‘ steht auf fünf bis sechs Prachtbänden. Wer ist ein geschätzter Mitarbeiter der ‚Gelben Hefte‘, des ‚Literarischen Krokodils‘, der ‚Großstadtfistel‘, — was soll ich sie alle aufzählen? — ‚Berthold Zierzlaff!‘ ‚Unser‘ Zierzlaff! Wer wurde bei der letzten Rundfrage der ‚Landeszeitung‘: ‚Ist Gemüsekost der dichterischen Produktion zuträglich‘ zuerst gefragt? Unser Berthold! Wer verfaßt die Prologe zu allen Nationalfeiern, Einweihungen, Versammlungen? Wer gründet einflußreiche, ernste Vereine?“

„Ah, da ist jetzt, wenn ich nicht irre, eine Gellert-Gesellschaft gegründet worden?“

„Christoph-Fürchtegott-Gellert-Gesellschaft, wenn ich bitten darf. Ach Gott, er ist so pietätvoll, der Berthold!“

„Nun, dann stimmt ja alles, Herr Kommerzienrat. Ich danke Ihnen für die Mitteilung.“

„Hm, deshalb bin ich ja eigentlich nicht gekommen, Herr Darr. Eigentlich habe ich eine Bitte, Herr Darr. Sie wissen ja, das Wohl der Kinder liegt einem . . .“

„Ach, was, lassen Sie die Sache ruhig weitergehen! Heilen kann man das doch nicht und sonst ist er ja ganz gesund."

„Aber, wo denke ich denn daran! Mein lieber, guter Herr Doktor Darr, ich meine nur, ich wollte nur fragen: haben Sie nicht noch einen gutgehenden Epi-Epigonokokkus für meinen zweiten Sohn Leopold?"

Der blaue Smaragd

Draußen gab's 18 Grad Kälte. Ich saß in meiner gemütlichen, von einem Spirituskochapparat durchwärmten Bude. Zur Erhöhung der Gemütlichkeit hatte ich meine ganze Garderobe, soweit sie sich nicht im Versatzamt befand, angezogen. Unterleib: eine zwölfjährige, gestreifte Sommerhose, unten etwas nach vorne gezogen und zum Schutze der Füße mit Bindfaden zusammengebunden; darüber einen Flanellunterrock meiner Geliebten Fanny. Oberleib: eine wollene gestrickte Weste, einen Smoking (empörenderweise im Versatzamt refüsiert!) und darüber wieder einen Flanellunterrock meiner Geliebten Fanny. Doch Pardon! Meine Geliebte Fanny war eigentlich nicht mehr meine Geliebte. Sie trieb damals bereits einen — wie ich gestehen muß — einträglicheren Beruf!

Ich hatte eben eine echte Fürst-Hohenlohesche Erbsensuppe und einen Hering verzehrt.

In dieser wohligen Stimmung griff ich nach dem Erbe meines kürzlich verstorbenen Onkels Daniel Krause. Er war Kritiker der „Intelligenzzeitung" gewesen und hatte mir zwölf Jahrgänge des Blattes, sowie 850 (achthundertfünfzig) Rezensionsexemplare der neuesten Romane vermacht. Sonst nichts. —

Seit zwei Monaten las ich nun schon als pietätvoller Erbe schichtweise die Romane und die dazu gehörigen Kritiken. Mein Onkel war augenscheinlich ein riesiger Optimist gewesen. Ich fand kein Buch, das er nicht gelobt hätte. Schon die schönen Titel, die er seinen Besprechungen gab! „Das Buch der kinderlosen Mutter", „Das Buch der Gefemten", „Das Buch des Einsamen", „Das Buch . . ." usw. Es war immer mindestens „Das Buch".

Als ich nun an jenem Abend den „Erloschenen Johanniswurm" von Hans Burdowski-Schillinger beendet hatte, nahm ich gewohnheitsgemäß die Kritik meines Onkels her. Ich war diesmal besonders auf sein Orakel gespannt: denn — wenn ich aufrichtig sein soll — mir war der tiefere Johanniswurm verschlossen geblieben. Mein Onkel schrieb:

„Das Buch des modernen Petronius.

Hans Burdowski-Schillinger, der die deutsche Nation schon mit seiner ‚versilberten Nachtigall' überrascht hat, bringt ihr diesmal ein köstliches Geschenk. Mit einer der deutschen Sprache bisher nicht zugemuteten Feinheit des Stiles, mit einer dem Deutschen sagenhaften Lebenskünstlerschaft . . . . . ."

Bis hierher las ich. Dann bekam ich einen kleinen Tobsuchtsanfall. Ich schmiß den erloschenen Johanniswurm an die Zimmerdecke, von der er mit zerschmetterten Flügeldecken herunterfiel. Ich stürzte mich auf die Intelligenzzeitung und knüllte zum Zeichen höchsten Protestes den Rest meines Nachtmahls, einen Heringskopf, darein.

Dann schrie ich einen Monolog:

„Nein, so ein albernes Gewäsch in all den 850 Romanen! Kein Blut, keine Leidenschaft, kein Leben! Die Weiber haben Chlorose und leiden an chronischen Diarrhöen. Die Männer fallen in Ohnmacht, wenn sie ein ‚Röllchen‘ sehen. Badewannen aus Jaspis, Brillantenhosenknöpfe, Orchideen, Trüffeln . . . Hol's der Teufel! . . .“

In diesem Momente trat Huber in die Bude.

Ich rekapitulierte noch einmal meinen Monolog. Dann fuhr ich fort: „Die verfluchten Hunde wohnen in Villen, die mit allem Komfort ausgestattet sind, haben Geld, Weiber und weiß der Teufel was noch. Da ist's natürlich kein Wunder, wenn sie von Badewannen aus Jaspis schreiben! Ich bin . . .“

„Ein Kalbskopf!“ sagte Huber freundlich und überzeugungsvoll. „Denk dir mal,“ sagte er, „du hättest eine Villa am Gardasee. Ja?“

„Hm.“

„Fünfunddreißig Appartements. Ja?“

„Hm.“

„In diesen Gemächern hättest du das Tollste, was je das Kunstgewerbe hervorgebracht hat. Ja?“

„Hm.“

„Und so weiter. Nun stell dir vor, du setzest dich an einem schönen Frühlingsmorgen zu deinem Ebenholz-Schreibtisch und willst einen Roman schreiben. Worüber wirst du schreiben?“

„Natürlich über Badewannen aus Jaspis.“

„Einen Schmarrn! Das glaubst du jetzt. Aber säßest du wirklich dort, du würdest sicher nicht wie ein abgeschmackter Parvenu deinen Mitmenschen die brillantüberwucherten Finger unter die Nase stecken. Wenn sich ein Mann, der in einer solchen Umgebung lebt, hinsetzt, um etwas zu schreiben, Herrgott, der Kerl hat gewiß andere Sachen am Herzen, als die, zwischen denen er sich langweilt!"

„Zum Donnerwetter! Wer schreibt denn das Zeug?"

„Wir."

„Wir?"

„Jawohl! Leute, die sich von Heringen nähren, abgerissene Schlucker, die aus den Bibliotheken dickbändige Kulturgeschichten nach Hause schleppen. Jawoll, Brüderchen . . . . wir!"

Mir ging ein Licht auf. Ich sah ein, daß Huber wieder einmal recht habe. Und da ich ein Tatmensch bin, beschloß ich sofort, mein Milieu auszunützen. Ich sagte: „Dann werde ich auch so was schreiben."

„Bravo," sagte Huber, „ich schreibe mit."

„Nein, ich schreibe allein. Ich bin eine Individualität. Ich bin . . ."

„Ein Kalbskopf. Ein gänzlich unmoderner Mensch! Weißt du denn nicht, daß sich die moderne Literatur nicht auf dem ‚Individium', sondern auf dem ‚Dividium' aufbaut? Vorläufig ist dieses Dividium meist erst durch zwei teilbar. Aber warte nur! — Weißt du nicht," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „daß unsere Dramatik bald ausschließlich Kompanie-Drama-

tik sein wird? Warum sollten wir nicht in diesem weihevollen Raume die welthistorische Tat vollführen und die erste wahrhafte Kompanie-Epik schreiben?"

Huber hatte mich wieder einmal überzeugt und mich außerdem an meiner wundesten Stelle berührt, an meinem Ehrgeiz.

Wir machten uns sofort mit Feuereifer an die Sache. Zuerst wurde ein großer Plan entworfen.

1. Vorbereitendes, Quellenstudien.

Zu diesem Behufe beschlossen wir, aus der Cäsarea zu entleihen:

Katalog des grünen Gewölbes zu Dresden;

Katalog der k. u. k. Hofschatzkammer in Wien;

Beschreibung der Schätze einiger indischer Maharadschas;

Beschreibung der Wäscheausstattungen der Kronprinzessin von Preußen und der Erzherzogin Zita von Österreich;

Die neuesten Jahrgänge der Wiener, Pariser und Londoner Modejournale.

Wir gaben uns vorläufig damit zufrieden, da unsere Kenntnis dieser Literatur nicht weiter reichte.

2. Disposition des Romans.

1. Kapitel: Das Bad in der Badewanne aus . . . (Näheres in einer Mineralogie nachlesen!);

2. Kapitel: Das Frühstück (viel Battist, Blumendekoration! Über Porzellan und Silber nachlesen!);

3. Kapitel: Spaziergang im Park (Über englische Parkanlagen nachlesen!);

4. Kapitel: Lunch. (Über Gläser, Weine und nur auf kompliziertesten Umwegen eßbare Speisen nachlesen!)

Bisher hatte Huber den Plan entworfen. Ich erlaubte mir nun die bescheidene Frage, was für Menschen wir eigentlich hineinsetzen sollten?

„Sehr einfach," sagte Huber. „Ein Herr (der Held), eine Dame (Heldin). Am besten ist's, wenn sie verheiratet ist . . . schöner, traditioneller Konflikt! Natürlich dann auch den Herrn Gemahl. Macht: drei. Nadann Kutscher, Chauffeure, Bediente usw., sagen wir mal: zwanzig. Na, und dann natürlich den biederen Landbewohner, der etwa sagt: ‚Jo, jo, haint is scho a schens Wetterl.' Von dem heißt es dann todsicher in der Kritik: ‚Sie stellen ihre dem Leben abgelauschten Figuren plastisch in die Landschaft. Man glaubt den Geruch des Bodens einzuatmen.' Na, siehst du, da haben wir schon vierundzwanzig."

Ich war wieder einmal überzeugt. Wir setzten unsere Arbeit fort. Im 10. Kapitel legt sich jemand schon schlafen. Ob Held oder Heldin, ließen wir noch unbestimmt. Hauptsache in diesem Kapitel ist das eigenartige Parfüm des Raumes. Es ist eine ureigenste Erfindung des Bewohners und ist selbstverständlich so intensiv, daß es gewöhnliche Sterbliche nicht vertragen.

Vom 10. bis zum 20. Kapitel wird das eigentliche psychologische Problem des Romans behandelt, welches darin besteht, daß der Held nicht weiß, ob er die Hel-

din liebt oder nicht. Bei so sensitiven Naturen kein Wunder! Also: In dem einen Kapitel weiß er **es**, in dem anderen wieder nicht. Im 20. Kapitel **weiß** er es noch immer nicht. Huber meinte aber, daß **wir** hier schon Schluß machen müßten, weil wir voraussichtlich alle Kataloge ausgeplündert haben würden.

„Man bringt die Heldin einfach auf irgendeine Weise um. Lassen wir sie zum Exempel an der Schwindsucht sterben. Das machen alle modernen Schriftsteller, die sich nicht mehr zu helfen wissen."

Wir saßen eine Zeitlang schweigend da. Plötzlich fuhr ich auf: „Huber! Huber! Wenn ich mir die Sache überlege: wir haben ja gar keine Spur von Handlung in unserem Roman!'

„Handlung?" fragte Huber. „Seit wann haben denn moderne Romane eine Handlung? Einen guten, einbändigen, sensitiven Roman kann man bekanntlich in einem einzigen einfachen Satze nacherzählen: Subjekt, Objekt, Prädikat. Fertig! Für jeden weiteren Band reicht ein Nebensatz. Basta! Pfui, Mensch! Wir werden doch unseren sensitiven Roman nicht durch eine Handlung verunreinigen!"

Huber hatte mich wieder überzeugt. Wir gerieten in eine gehobene Stimmung. Huber verlangte nun gar nach einem Souper. Da war guter Rat teuer. Plötzlich stürzte ich in eine Ecke, griff nach einer zusammengeknüllten Intelligenzzeitungskugel, öffnete sie und präsentierte Huber den Heringskopf.

Huber nahm ihn, indem er die feine Bemerkung

machte, daß das Beste am Hering bekanntlich die Augen seien. Wir teilten redlich. Er bekam das rechte, ich das linke Auge („rechts" und „links" vom Zuschauer). Dann führten wir noch zur Erhöhung der Zimmertemperatur einen kleinen Niggertanz auf.

Nach kurzer Zeit erschien unser Roman: „Der blaue Smaragd" (Huber sagte, es sei immer gut, wenn man als Titel Abnormitäten benütze). Wir hatten einen beispiellosen Erfolg. Die Kritik jauchzte nur so. Es war wieder einmal „Das Buch". Das war ja ganz schön. Leider war aber der materielle Erfolg gleich Null. Wir mußten nämlich die für die deutsche Nation recht beschämende Erfahrung machen, daß der Teil des Publikums, der die Ästhetik und die Nerven besitzt, ein derartiges Buch zu würdigen, identisch ist mit jenem, der — — Freiexemplare bezieht.

Immerhin kauften wir uns am Jahresabend der Geburt unseres Romans um zwei Kreuzer Lorbeerblätter und symbolisierten mit ihrer Hilfe den zweiten Gang unseres Abendbrotes, den Heringskopf, zu einem Kalbskopf à la tortue.

Die betrogenen U. S. A.

Zuerst erschienen Mai 1916

Ich habe einmal ein Weib gekannt, das mußte ich immer hinter die Ohren küssen. Sie schmeißt sich hin und sagt: Komm, küß mich hinter die Ohren! Und ich? ein abgerichtetes Tierchen, gehe hin und küsse sie hinter die Ohren. Sie kriegt starre Augen, drückt den Kopf nach rückwärts, macht hohl Kreuz als hätte sie Starrkrampf. Die war blond und schlank, hatte ganz kleine Ohren und faustgroße Brüstchen."

Gewehrkugeln: Pchiau, pchiau, pchiau .....

„Freundchen, Freundchen, Freundchen! Die Frauenhand, die Frauenhand, die Frauenhand! Ein armseliger Stümper bist du, wenn du noch nicht weißt, daß man eine Frau nicht eher besitzt, bevor man sich nicht ihre Hand unterworfen hat! Was kann ein Mund? Plappern und küssen. Aber die Hand! O, dies kleine, biegsame Instrument des Willens, dieser warme Vollstrecker der lebendigen Energie! Dies krabbelnde Tierchen, das dir eigenwillig-gehorsam über den Körper läuft, sich an deinem Körper versteckt ....."

Pchiau, Pchiau .....

„... ich sage: Haar! Da kommt es schon, das Händchen, fährt mir fünffingrig-weich über den Pelz;

ich sage: Wange! . . Da streicht schon das Pfötchen leise drückend darüber. Sie legt sich dir an die Brust, und in jedem Finger zuckt ein süßes, liebes Sichlegenwollen, sie schlängelt sich zu . . . . ."

Granate: Schschschsch-chchchchch-bamm . . .!

„Ja, was ich sagen wollte — da habe ich einmal die Hand einer jungen Geheimrätin gekannt. Zum Rasendwerden! Wenn die nur ruhig auf dem Tische lag, so sah sie schon aus wie ein kleines, süßes Menschlein voll Ebenmaß und Temperament. ‚Ich bin zu allem Lieben fähig,' schien sie zu sagen. Wenn sie, — ganz Leben, ganz Willen, — einen Gegenstand ergriff, rann es über mich wie Eifersucht."

„Still, alter Bock! Wenn jetzt irgendwie ein Weiberfingerchen durch die Luft herkäme und den Kerl an den Arm tupfte, das verkommene Individuum platzte auseinander wie reifer Mohn! Ruhig! Und lies mal, was hier auf dem Sprengstück steht! He!"

„Da steht — — wart' mal — — ja, da steht U. S. A."

„Siehst du wohl, mein Söhnchen, du größter Gedankenerotiker der südwestlichen Schützengräben, U. S. A. steht darauf!"

Schschschsch-chchchch-bamm!

„Hallo, wieder so ein Stück Amerika!"

„Herrgott, wenn sie uns lieber ihre Weiber herüberwerfen wollten! So eine schwarzhaarige, indianischschlanke Amerikanerin!"

„Ruhig sein!" sage ich. „Ein rechtschaffener, biederer

5*

Amerikaner gibt niemals mehr seine Tochter einem Europäer. ‚Murderer!‘ wird er sagen und auf deine Hände sehen. Eine Bibel kannst du vielleicht noch kriegen.“

„Mörder?! Sie, die Europa mit Munition überschwemmen, Pestbazillenlieferanten einer Giftmischergesellschaft!“

„Halt, Mensch! bleib bei deinem Leisten! Sei meinetwegen Berufserotiker, nur kein Berufsleitartikler!!“

„Warum hältst du mir dann die amerikanischen Sprengstücke unter die Nase?“

„Das will ich dir gleich sagen. Komm, setz' dich her zum Schwarmofen. Der Isonzonebel kriecht schon zwischen die Schützengräben. Sie werden heute nicht mehr schießen. Und nun paß auf! Du bist Erotiker, ich bin — — Philosoph. Ein jeder Mensch muß sich in irgendeiner Weise über die absurde Tatsache seines Daseins beruhigen. Du beruhigst dich durch die Aufregungen deines — — — sagen wir — — — Tastsinnes, ich beruhige mich durch das unablässige Ordnen meiner Denkfächer. Plötzlich gibt's Krieg . . . .“

„Und der Tastsinn kann in der Luft herumtasten!“

„Bravo! Das heißt, wir sind plötzlich aus unserer gewohnten Bahn geworfen. Du bist gezwungen, an Gedankenweibern herumzutasten, und ich bin gezwungen, aus dem Weltischen ins Irdische, aus dem Irdischen ins Menschheitische, aus dem Menschheitischen ins Völkische herabzusteigen, kurz und gut, ich bin gezwungen, Kriegsphilosophie zu treiben.“

„Va bene.“

„Nun ist es kein Wunder, daß mir, der ich aus dem gewölbten Saal der Welt in das streit- und lärmerfüllte Dorfwirtshaus des Krieges trat, anfangs alles — klein erschien.“

„Klein?“

„Ja klein. Ihr rieft immer groß! gewaltig! Ich sagte mir immer klein, klein, klein. Ich hatte noch immer Sternradien im Kopfe, den unendlichen Äther, das Problem der Materie ... und fand Leute, die aus eisernen Röhren Kügelchen aufeinander warfen, sich hinter Steine duckten ...“

„Mensch, also du bist verrückt, plömplöm, mein Lieber!“

„Hat mir schon mancher gesagt. Hat weiter nichts zu bedeuten. Ja also ich fand, daß alles zu klein geraten ist. Früher spielten Kinder Soldaten, jetzt spielen Soldaten Kinder.“

„Also, wie gesagt: plömplöm.“

„Meine erste Gedankensortierung ging also darauf aus, dem Ganzen größere Dimensionen, neuere Formen zu geben. Mit Hilfe meiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse begann ich riesige Vernichtungsideen zu schmieden. Ich erfand das Unterseebootperiskop, das nicht aus dem Meere emporragt, dessen Linsenkombination vielmehr befähigt ist, nicht bloß durch das Medium der Luft, sondern auch durch das des Meerwassers hindurch die Lichtstrahlen in hinreichendem Maße aufzufangen. In kürzester Zeit

müßte mit Hilfe dieses unsichtbaren Auges die englische Kriegs- und Handelsflotte auf dem Grunde des Meeres liegen. Ich ersann eine Vorrichtung, um mit Hilfe des Vollmondes die Feinde zu hypnotisieren. Ich erfand die drahtlose elektrische Wand. Durch elektrische Wellen wird eine tödliche Wand vor unseren Linien errichtet, die alles tötet, was in ihren Bereich tritt, und die durch keine Artillerie zerstört werden kann. Sie soll vielmehr parallel zu sich selber vorgeschoben werden und den Feind in seinen eigenen Linien zum Verzucken bringen."

„Mensch, Freund, hast du deine Erfindungen schon dem Kriegsministerium übersandt?"

„Keine Spur! Ich konnte ja nur Gedankenerfindungen machen, gerad so, wie du nur Gedankenschäferstündchen hast. Mir fehlt ja hier jedes Material."

„Ja, ja, Freund, uns fehlt hier das Material . . ."

„Nun gut. Das war die erste Phase meiner Kriegsgedankentätigkeit. Dann kam aber Amerika. Ich bin Philosoph, das sagte ich dir schon, nichtsdestoweniger kenne ich leider nur zu gut das Gefühl: Bedürfnis nach Gerechtigkeit. Seit ich las, wie sich die U. S. A. in eine große Munitionsfabrik verwandelt haben, wie herwärts über den Ozean die großen Schiffe mit Pulver und Blei schwimmen, hinwärts die großen Schiffe mit den Goldbarren, da begann ein ganz unphilosophischer Wurm in mir zu fressen. Ich sah, wie sie sich da drüben freuen, daß wir Europäer uns blutleer und goldleer kämpfen, wie sie aus unserem Blute ein Geschäft machen."

„Hallo, Hallo, nur keine Leitartikel!"

„Nein, nein, ich wollte dir nur klarmachen, wie ich, der Philosoph, zum Instinkt hinabsank, zum Bedürfnis nach Rache. Aber kaum war ich da angelangt, da schnappte schon gleich wieder mein philosophisches Räderwerk ein. Und nun höre, welche philosophische Rache Amerika treffen soll."

„Bin gespannt."

„Amerika bewuchert uns, wir müssen es — betrügen! Es sammelt die Goldsäcke des alten Europa. Wenn es sie öffnet, — — müssen sie leer sein. Haha! nichts da von einem Kriege des vereinigten Europas, um die Goldschätze zurückzuholen! Blödsinn, mein Söhnchen! Am letzten Tage des europäischen Friedenskongresses werde ich vor die versammelten Staatsmänner hintreten und werde sagen: ‚Hören Sie auf mich, meine Herren, mich, den Doktor Ivo Vukotic! Schaffen Sie die urmenschliche Kinderei ab, das Gold!'

„Plömpedepöm, plömpedepöm, Vukotic ist plömpedepöm!"

„Ist es nicht zum Haareraufen, meine Herren, daß das erwachsene technische Menschengeschlecht des zwanzigsten Jahrhunderts sein Wohl und Wehe abhängig macht von einem kindisch-wertlosen Ding, dessen gelber Glanz einst einem Urmenschenweibchen besonders gut gefallen hat?! Hehe, die Herren Staatsmänner werden anfangs verblüfft sein und dann werden sie rufen: ‚Hinaus mit dem Narren!' Aber da werde ich nur ein einziges Wort in den Saal flüstern:

‚Amerika . . .' Und da wird es still werden. Hehe, ganz still wird es werden. Wir sind doch wieder Europäer, meine Herren, werde ich sagen, gute, vernünftige Europäer. Wollen Sie es zulassen, daß unser gutes altes Europa eine Kolonie Amerikas wird, weil wir so kindisch sind, einem gelbglänzenden Metallhaufen irgendeinen Wert beizulegen? Schaffen Sie den Wert des Goldes ab! Ein kleiner Zusatz zum Friedensvertrag, nichts weiter, meine Herren! Da wird so ein alter Diplomat mit weißem Vollbart und weißen Gamaschen grinsen und fragen: ‚Ja, ja, . . ä . . ä . . mein lieber, guter Doktor Ivo Vukotic, was sollen wir denn statt des Goldes einführen?"

„Ja, das frage ich auch. Aber rege dich nur nicht so auf in deiner Friedensversammlung! Du zitterst und stotterst ja."

„Wir müssen das einführen, was immer und ewig den Wert in sich hat, den es vorstellt, was durch keine kindische Übereinkunft erst einen künstlichen Wert erhält, der ihm genommen werden kann. Wir müssen eine Währung einführen, die unserer Reife entspricht!"

„Und das wäre?"

„Die Arbeit! Arbeit als Währung!'"

„Aber wie?"

„Ä . . ä . . , aber wie? Sie alter Narr! Sehr einfach, sage ich! Die Arbeit, die als Währung dienen soll, muß erstens einmal eine allgemeine, gleichförmige Form erhalten, sie muß uniformiert werden. Zweitens muß sie so weit teilbar sein, daß auch die kleinste

Scheidemünze aus ihr hergestellt werden kann. Drittens muß sie eine derartige handliche, konzentrierte Form haben, daß sie von Mensch zu Mensch wandern kann, wie jetzt ein Kupferstück. Sehr einfach! Nicht, meine Herren?"

„Bravo, Doktor Vukotic! Hoch, Doktor Vukotic! Hahaha . ."

„Kleingläubige, enghirnige Diplomaten! glaubt ihr, daß es mir, dem Doktor Ivo Vukotic nicht möglich ist? Ich greife in die Tasche und werfe ein paar Steinstäbchen auf den Tisch! Da! Das neue Geld! Jedes dieser Stäbchen entspricht dem bisherigen Tauschwerte eines Hellers. Ich nenne es statt Heller — Arb. Ein Arb ist die Grundeinheit der neuen Währung und enthält in sich eine bestimmte Menge stets verfügbarer Arbeit. Hier die kleine Taschenlampe! Ich halte ihre Drähte an die beiden Enden des Arbs, — — — sie leuchtet! Begriffen?! Statt Goldes kleine Akkumulatoren, die getauscht oder — — verbraucht werden können! Ihr könnt mit diesem Gelde nicht bloß Waren bezahlen, ihr könnt damit Lampen entzünden, Öfen heizen, Muskel massieren, Äcker fruchtbar machen, der Fabrikant kann mit einem Teil seiner Einnahme gleich wieder seine Maschinen betreiben, alles unmittelbar ohne Zwischenkäufe! Hehe! lebendiges Geld!"

„Bravo, Doktor Vukotic! Hurra, Doktor Vukotic!"

„Ihr meint, die Herstellung des neuen Geldes wäre technisch unmöglich? Aber da liegt es ja schon, da seht! Ich habe die Herstellung erfunden und ich schenke euch

die Erfindung! Hört! Die Akkumulatorsubstanz muß wertlos sein. Erst eine bestimmte Menge Arbeit muß ihr den elektrischen Wert erteilen. Nun, und was hat Doktor Ivo Vukotic erfunden? Einen Akkumulator aus Kieselsäure, aus jenem Stoffe, der unter allen Stoffen unserer Erde in den größten Mengen vorkommt. Der Staat wird ihn jedem in beliebiger Menge zur Verfügung stellen, ein jeder wird sich sein Geld selber prägen, da ja ein Arb — Arbeit ist, Wert an sich!"

„Hurra, Doktor Vukotic!"

Wie der Akkumulator geladen wird? Haha, auf die einfachste Art von der Welt! Durch Reibung! Ein jeder Mensch kann ohne Werkzeug sein Geld machen. Er braucht nur mit seinen Händen eine bestimmte Menge Arbeit durch Reibung der Stäbchen auszuführen. Der Armlose kann mit den Füßen reiben. Sehen Sie schon die neuen Zeiten heraufdämmern? Glückliche Zeiten! Arbeitslosigkeit — — — ein Märchen! Kein Betteln mehr vor Türen der Arbeitgeber, kein Verzweifeln gesunder, starker Menschen! Der Arbeitslose setzt sich in sein Stübchen und reibt Geld. Überall wird es gegen Brot eingetauscht, weil es ja Arbeit, aufgespeicherte, verwendbare Energie ist. Wie wird sich die Volkskraft, das Volksvermögen vermehren! Selbst die Genießer und Müßiggänger werden Geld herstellen. Statt durch Zigarrenrauchen und Kautschukkauen werden sie sich durch Geldreiben zerstreuen. Hoffnungsvolle Literaten werden nicht mehr stumpfsinnig, unglücklich in den Kaffeehäusern sitzen, sie werden beim Schwarzen

ihre Stäbchen reiben. Ja selbst unsere Töchter und Schwestern werden bei ihren Zusammenkünften nicht mehr Strümpfe stricken. Sie werden zum Wohle der Familie Stäbchen reiben!"

„Hurra, Hurra, Hurra!"

„Jetzt haben Sie begriffen! Sie nehmen meinen Vorschlag an! Und nun, Amerika, kannst du deine Goldhaufen ins Meer schaufeln! Ich, der Doktor Ivo Vukotic, bin dein Verhängnis, dein Bezwinger, dein Überlister! Ich, der Doktor Ivo Vukotic!"

Von der Divisions-Sanitätsanstalt torkelt ein Sanitätswagen durch den Karst. In einer Ecke sitzt Doktor Ivo Vukotic, „abzuschieben in eine Irrenanstalt, Abteilung: unheilbare Erfinder." Auf einer Bahre liegt sein Freund, ächzend. Interessante Schußverletzung.

Von den Bibsen und von dem zweiten Ast der Parabel

(Man lege den Kapodaster für Futurum exactum auf!)

Noch am Ende des 27. Jahrhunderts post Christum natum gab es Leute, die leugneten, daß der Mensch von einem affenartigen Tiere abstamme.

„Nein," sagten sie, „der Sprung vom Affen zum Menschen ist zu groß."

Und doch sollte die Menschheit schon nach einigen wenigen Jahren einen Sprung machen, der noch viel größer war! Dieser Sprung zeigte deutlich, daß eine einzige Entdeckung imstande ist, ungeheuere Umwälzung hervorzurufen; sie gab also jenen recht, die die rasendschnelle Entwicklung vom Affen nach aufwärts einem einzigen glücklichen Umstande zuschrieben: der Annahme der aufrechten Zweibeinigkeit.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Menschheit zu dieser Zeit immerhin beachtenswert weit vorgeschritten war. Man baute schon „Klirrdagos", Mrchos, „Pupikos", also Maschinen, von denen das 20. Jahrhundert keine Ahnung hatte. Die im 20. Jahrhundert „Wissenschaft und Kunst" benannten Tätigkeiten wurden damals

schon allgemein handwerksmäßig betrieben. Trotzdem gab es noch ungeheuere Probleme, die von einsamen Männern bebrütet wurden. Diese Männer nannten sich „Methodäer" und wollten mit Wissenschaftlern und Künstlern nichts gemein haben; denn „Wissenschaft" und „Kunst" konnte eben, wie schon bemerkt, nach den von alten und neuen Methodäern angegebenen Regeln und Stilen von jedem ausgeübt werden!

Die Methodäer jedoch sagten:

„Mit Hilfe eines Kompasses in unbekannte Regionen zu gehen, das ist nicht das Große. Aber einen Kompaß zu finden, das ist das Große!"

Und so suchte denn jeder für sein Problem einen Kompaß. Unter Kompaß verstanden sie aber die Methode.

„Denn wer die Methode hat, der hat den freien Weg ins Problem."

Da kam das bedeutungsvolle Jahr 2703. In diesem Jahre trat Christophor Karpeles mit seinem Buche „Die Methode der Methode" vor die Menschheit. Und hier begann der Sprung.

Uber Karpeles' Persönlichkeit ist nicht viel bekannt. Er war der Sohn eines Prager Tuchwarenhändlers und bewohnte zeit seines Lebens in der Niklasstraße eine Mißgeburt von Haus, die von einem Architekten des 20. Jahrhunderts geboren worden war. Bald nach dem Erscheinen des Buches beging er Selbstmord. Auf dem Zettel, der bei ihm gefunden wurde, stand: „weil ich Kommendes voraussehe."

Was enthielt nun die „Methode der Methode“?

„Ihr Methodäer,“ sagt Karpeles, „teilt die Welt in Probleme und sucht zu jedem Problem die Methode, den Schlüssel. Ich aber mache die Methode selbst zum Problem und suche dazu den Schlüssel! Finde ich diesen Schlüssel, so öffnet er mir den Schrank, in dem alle Schlüssel liegen, die nur jemals zur Enträtselung und Unterjochung der Welt gebraucht werden können. — — — Ich habe ihn gefunden!“

Und mit talmudischer Spitzfindigkeit entwickelt nun Karpeles seine Prämissen, zieht seine Schlüsse, und siehe da! am Schlusse steht eine blitzblanke Formel, mit deren Hilfe es möglich ist, zu jedem Problem die richtige Methode zu errechnen. Ein Wunderding von einer Formel! Gleich einer jener Maschinen, an deren einem Ende man Schwein, Salz, Pfeffer und Semmel hineingibt, an deren anderem Ende die fertige Wurst herauskommt!

Nachdem einige eitle Methodäer vergeblich versucht hatten, Fehler in Karpeles' Gedankengange nachzuweisen, einige wiederum, die Priorität an sich zu reißen — — kurz, nachdem die ersten Kinderkrankheiten einer jeden genialischen Tat vorüber waren, begann der große Aufschwung des Menschengeschlechtes. Es war eine Wonne, damals zu leben. Die dunkelsten, die subtilsten, die gewaltigsten sowohl, wie die nebensächlichsten Probleme wurden im Handumdrehen gelöst. Die Menschheit ergriff ein Rausch.

Am Montag las man in der Zeitung:

Die beste Methode zur Verteilung der Güter gefunden!

Am Dienstag:

Methode, um ein rapides Wachstum des menschlichen Gehirns zu veranlassen.

Am Mittwoch:

Methode, die elektrische Energie ohne Umwandlung als Nahrungsmittel zu verwenden.

Am Donnerstag:

Methode zur Enträtselung des Gottesbegriffes.

Und so ging es fort. Drei Jahre nach Karpeles' Tode gab es keine Stadt, wo man nicht durch die Karpelesstraße auf den Karpelesplatz kam, auf dem natürlich ein Karpelesdenkmal stand.

Nach fünfzig Jahren aber sah die Sache ganz anders aus. Da war alles bereits entproblematisiert. Es gab auf der Erde nichts Problematisches mehr. Aus den Menschen waren Bibse geworden.

Wer aus dieser Bezeichnung auf eine neue Sprache schließt, hat nicht unrecht. Es war dies natürlich eine Universalsprache, in der alles mit geringstem Aufwand an Energie gesagt werden konnte. Aber richtiger ist, daß Bibs einen Gegensatz zu „Mensch" darstellen sollte, oder besser gesagt, einen Komparativ, so wie ehedem Mensch selbst ein Komparativ von Affe war. Aber auch das ist nicht genau. Denn „Bibs" stellte einen Superlativ dar, eine Grenze, über die nichts mehr ging.

Und nun sei ein kleiner Versuch gewagt, die Bibse zu schildern. Von ihnen wird überliefert, daß infolge der peinlichsten Ausnützung der Wachstumsenergie, infolge Mangels jeglicher Krankheit und infolge des über-

all herrschenden gleichen Milieus ein Bibs wie der andere aussah. Da die Füße nie gebraucht wurden, waren sie rudimentär: jedem Bibse wuchsen gleich unterhalb der Lenden je fünf niedliche Zehchen. Die Beine fehlten ganz. Das merkwürdigste war der Kopf. Er war kugelrund und ziemlich klein. Aber das ist leicht erklärlich. Denn das Wachstum des Gehirns ist ja bekanntlich ein nach innen gerichtetes: es entstehen Falten. Ein Bibshirn bestand aus einem wundersamen Knäuel bunt durcheinander gefalteter feiner Häutchen; und doch hatte man berechnet, daß man mit einem Bibshirn, wenn man alle Falten auseinanderspannen würde, genau die ganze Erdkugel umgeben könnte. Leider wußten die Bibse zu jener Zeit mit ihrem Hirne nichts mehr anzufangen.

Ein Bibs wurde genau 227 Jahre, 3 Monate, 4 Tage, 7 Stunden, 29 Minuten, 31 Sekunden alt. Jeder Bibs. Die Erde war in Quadrate geteilt; ein jedes von ihnen war einem Bibs angewiesen. Natürlich nur potentiell, so etwa wie im 20. Jahrhundert jedem Schüler vier Kubikmeter Luft des Schulzimmers zugewiesen waren. Dies hatte nur den Zweck, ein für allemal eine genaue Zahl von lebenden Bibsen festzusetzen. Da nun diese Zahl und das erreichbare Alter eines jeden Bibses feststand, so war es natürlich ein leichtes, die Nachkommenfrage zu regeln. Es herrschte das Zentesimalkindersystem. Auf je zwei Bibse kam ein Hundertstel Kind. Zu diesem Behufe gab es „Geweibe", wo die Sache sine ira et studio erledigt

wurde. Die weiblichen Bibse hatten die Konstruktion von Einwurfsautomaten: Nach der Befruchtung fiel aus einer oberhalb des Beckens am Rücken mündenden Röhre das Eichen heraus und wurde dann sofort von der bereitstehenden Brüt- und Nährmaschine erfaßt, aus der nach Verlauf von 39 Stunden ein junger Bibs zum Vorschein kam.

So ein junger Bibs hatte bei seiner Geburt ein derart entwickeltes Gehirn, daß er so ziemlich schon alles wußte. In seinem sechsten Lebensmonat machte er dann die traditionelle Reise. Er setzte sich am Nord- oder Südpol in ein Vehikel und fuhr auf einem Meridian um die Erde herum. Täglich auf einem andern. An den Polen stieg er immer wieder um. In 180 Tagen war er mit den Meridianen fertig. Dann kamen die Breitengrade, die er etwa in 90 Tagen erledigte, da ja die 20 bis 30 lumpigen kurzen Grade an den Polen selbst nicht der Rede wert sind. Ein sechs Monate alter Bibs besaß bereits die rapide Auffassungs- und Beobachtungsgabe eines Feuilletonisten des 20. Jahrhunderts. Kein Wunder also, daß er nach dieser Reise alles, aber alles wußte.

Dann begann für ihn das eigentliche Bibsleben. Dies war sehr einfach, weil infolge der mathematischen Ausnützung aller Kräfte, Kräftchen, Stoffe, Stöffchen und aller Möglichkeiten, alles gleichsam von selber ging. Die Bibse waren mit einem Worte Rentiers der Erde geworden, Lebensbeamte mit der einzigen Verpflichtung, ihre 227 Jahre abzuatmen, abzuessen, abzuschlafen.

Was hätten sie auch tun sollen? Dinge vielleicht, die Müßiggänger früherer Zeiten betrieben hatten? Dichten etwa? Du, mein lieber Himmel! Am Anfang der Bibsperiode hatte ein Bibs an einem einzigen Nachmittage mit Hilfe der Kombinations- und Permutationsmaschine alle 875633 Worte der Bibssprache kombiniert und permutiert. Von der Kathoden-Blitzpresse waren am andern Tage diese Kombinationen in fünf Billionen Bänden gedruckt worden. Damit war die Dichterei erledigt. Der Tonkunst und Malerei ging es nicht besser. Sie wurden ein für allemal mit Hilfe der oben erwähnten Maschinen abgetan. Und dann: dergleichen Beschäftigung fand ein Bibs doch etwas stark — — „menschlich"!

Nun, und was sonst? Sollte ein Bibs etwa Energie sparen? Ja! Das war noch so ein lieber Wahn der Menschen! Aber wo sparen, da doch alles bis auf ein Hühnerdreckerl ausgenützt war?

Und so ist es denn kein Wunder, daß das Kleidungsstück, womit die Bibse ihren Körper bedeckten, etwa 150 Taschen besaß. Und indem die Bibse ihre Hände abwechselnd in die eine oder die andere Tasche steckten, verbrachten sie ihren Tag.

(Hieraus ist zu ersehen, daß die Menschen immerhin schon einen gewissen Scharfblick besaßen. Denn einer von ihnen, Aristoteles mit Namen, hatte von den Skeptikern, Leuten, die nichts für sicher halten wollten, gesagt: „Ihnen wird nichts anderes übrigbleiben, als sich irgendwohin zu setzen und mit dem Finger

zu wackeln." Und nun zeigte es sich, daß auch Leuten, die alles sicher wußten, nicht viel anderes übrigblieb.)

An einem Tage im Jahre allerdings änderte sich das Verhalten der Bibse. Sie nannten diesen Tag den „Tag des großen Abreagierens." An diesem Tage bemächtigte sich ihrer ungewollt eine große Unruhe. Sie verließen schon vor Aufgang der Sonne ihr Lager, und man hörte Reden wie: „Ich halt' es nicht mehr aus!", „Das ist ja blödsinnig!", „Verfluchte Lebens-trottelei!" usw. Beim Aufgang der Sonne erfaßte sie dann eine Art Raserei. Mit verzerrten Gesichtern warfen sich alle auf den Rücken, die Hände krampfhaft verbogen, und erhoben ein greuliches, unartikuliertes, orang-utangartiges Geschrei. Dies geschah an jedem Orte der Erde, wenn dort die Sonne aufging. Und dauerte ununterbrochen bis Sonnenuntergang. Dann hatten die Bibse wieder für ein Jahr abreagiert.

Wenn wir nun näher zusehen, so werden wir ohne weiteres zugestehen müssen, daß der aufsteigende Ast der Parabel, der die Entwicklung der Erdenwesen von der Monere über Fisch, Aff und Mensch darstellte, in den Bibsen seinen Kulminationspunkt erreicht hatte. Höher ging es nicht mehr.

Und nun soll beschrieben werden, wie man auf dem zweiten Ast der Parabel wieder nach abwärts rutschte.

Man hat es einem Zufall zu verdanken. Das geschah so: Einige Tage vor dem „Tag des großen Abreagierens" saß einst ein Bibs in der Sonne. Es war ein Bibs wie alle, hatte keinen Namen, keine

6*

Nummer; denn man legte damals absolut keinen Wert darauf, sich von einander zu unterscheiden. Da kam ein faustgroßer Meteorstein geflogen und traf unsern Bibs mitten auf den Kopf. Es gab ein großes Loch, das Gehirn wurde stark zerrissen. Nun, das Unglück war nicht so groß. Der Bibs kam in eine Flickmaschine und saß am nächsten Tage wieder in der Sonne.

Dann kam der Tag des großen Abreagierens. Alle Bibse lagen bereits auf dem Rücken und brüllten — — nur unser geflickter Bibs nicht. Der saß in der Sonne und — — lachte, lachte. Anfangs blieb er unbemerkt. Als aber infolge einer konvulsiven Bewegung ein Nachbar nach seiner Seite herumgerissen wurde, geschah etwas höchst Sonderbares: Sein Krampf hörte wie durch ein Wunder auf, und er verspürte etwas, wofür in einem Bibshirn eigentlich kein Platz mehr hätte sein sollen: Neugierde. Wie eine ansteckende Krankheit pflanzte sich diese Erscheinung von einem Bibs zum andern fort. Nach Verlauf einer Stunde wußten bereits alle Bibse der Erde: Ein Bibs hat gelacht! Ein Bibs hat am Tage des großen Abreagierens gelacht!

Es ist ganz selbstverständlich, daß im Verlauf der nächsten Stunden einem jeden klar war: der Bibs hat gelacht, weil sein Gehirn amputiert und geflickt ist.

Mit der größten Sorgfalt wurde nun von diesem Tage an der Wunderbibs beobachtet. Und man sah tatsächlich Wunder über Wunder:

Er saß im Sande und spielte mit Steinchen, er

baute aus Holzstäbchen kleine Häuser; er bohrte in der Nase; er zerbrach viele Gegenstände, um zu sehen, wie sie gebaut seien; er zeigte große Vorliebe für Süßigkeiten; er benahm sich ganz eigentümlich im Geweibe; und so weiter. Und bei alledem lag stets ein freundliches, strahlendes Lächeln auf seinen Lippen. Wie unglaublich es auch klingen mochte: er war ein glücklicher Bibs!

Und wiederum ergriff — wie es ja bei der Gleichartigkeit der Gehirne nicht anders sein konnte — alle, alle Bibse ein einziges unerhörtes Gefühl: Neid. Und einer begab sich ans Geophon, einen Apparat, mit dessen Hilfe die leiseste Rede auf der ganzen Erde gehört werden konnte, und sprach eine Rede darein. Diese Rede konnte man als chorischen Monolog des ganzen Bibsgeschlechtes ansehen. Er sprach:

Der Bibs: „Was ist des Bibses Leben?"

Chor der Bibse: „Langweile."

Der Bibs: „Wie lange währt sie?"

Chor der Bibse: „227 Jahre."

Der Bibs: „Und wenn es köstlich war, was war es?"

Chor der Bibse: „Stumpfsinn und Dumpfsinn."

Der Bibs: „Liegt noch etwas anderes vor uns? Liegt überhaupt noch etwas vor uns?"

Chor der Bibse: „Nein!"

Der Bibs: „Wo allein kann uns Heil erblühen?"

Chor der Bibse: „Hinter uns!"

Der Bibs: „Wer beweist das?"



Chor der Bibse: „Der geflickte Bibs."

Der Bibs: „Was ist also zu tun?"

Chor der Bibse: „Die Entwicklung ist umzuschalten."

Der Bibs: „Was soll also von jetzt an Entwicklung heißen?"

Chor der Bibse: „Der Weg über den Menschen und Affen zur Monere."

Und so ging dieser chorische Monolog weiter. Sein Ergebnis war folgendes:

„Nur das Bibshirn, dieses Teufelsknäuel, ist schuld an dem öden Elend der Bibse! Ist's nicht ein Glück, wenn dieses unheimliche Instrument, dieser größenwahnsinnige Allwisser, diese Spleenretorte, von einem Meteorstein zerfetzt und verstümmelt wird? O, der elende Energietrödler, Energietäuscher, Energiewucherer, Energiegeizhals, der nun auf seinen Renten sitzt — — — gewitzigt, dumpf und kalt! Steinigt ihn! Steinigt ihn!"

So böse wurde jener denkwürdige Monolog des Bibshirns gegen das Bibshirn! Aber dann begann der alte Schlaukopf doch einzulenken. Nur eine kurze Zeit war er der langentwöhnten Wut fähig und wohl auch nur aus dem Grunde, weil die periodische Erregung des Tages des großen Abreagierens in ihm spukte. Die logische Maschinerie begann wieder ruhiger zu funktionieren, und nun sah er klar:

Nicht gewaltsam darf man das Hirn durch eine Amputation zurückdegenerieren! Denn was sollten die Neobibse mit den Erdeinrichtungen beginnen, die

sie — — nicht verständen? Sie würden elend in der besten aller Welten zugrunde gehen. Nein, nur das Centrum sulcorium (das kurz nach dem Tode des Weltvergifters Karpeles entdeckte Faltungszentrum) muß exstirpiert werden! Dann wird auch wieder langsam das jetzt degenerierte Centrum lipoidicum (Zentrum des Fettansatzes) in Funktion treten — — — — und die Entwicklung ist umgeschaltet!

„Und so wollen wir für immer festsetzen, daß diese Exstirpation ein heiliger Akt werde für das Bibsgeschlecht, heiliger als je den Juden und Mohammedanern die Beschneidung! Und laßt uns Priester dafür einsetzen! Um so schneller wird die selige Verdummung ihren Weg nehmen! Schon sehe ich, wie nach einigen Geschlechtern das Centrum sulcorium bereits bei der Geburt degeneriert sein wird! Schon sehe ich die häutigen Gehirnfalten von Geschlecht zu Geschlecht anschwellen, anschwellen und anschwellen, bis schließlich das Gehirn wieder eine schöne, glatte, glänzende, fette Masse geworden ist!"

„Und in derselben Zeit wird auch die Einrichtung unserer jetzigen Erde, dieses trockene, häutige Bibshirnweltbild, langsam seinen Weg zurückfinden. Die elektrischen Nähranlagen werden verschwinden. Und die Erde wird sich wieder mit unrationellen Maschinen bedecken, wie: Feldern und Wiesen, ja sogar mit dem Energieverschwender Urwald!"

Und so ward's getan! Schon nach einigen Generationen zeigten die Bibse eine andere Kopfform: Der

Kopf war länger geworden, da die erste Verfettung im Kleinhirn einsetzte.

Doch es hieße ein vielbändiges Werk schreiben, wollte man alles anführen, was weiter geschah. Im allgemeinen kann man jedoch sagen, daß der Rückweg vom Bibs zum Menschen eine viel längere Zeit beanspruchte als der Hinweg zum Bibs. Erst nach 135000 Jahren etwa gab es wieder Menschen der vorkarpelesischen Zeit. Damals schrieb man wieder Ehebruchsdramen, damals gab's wieder eine Polizei, Universitäten, an denen Professoren edel, ernst und streng über die „Transzendenz des Gottesbegriffes" sprachen; Mensuren, Reichsratssitzungen, Frauenbünde, Großkapitalisten, einen Königsmord in Serbien — kurz, damals erst war das Leben wieder lebenswert geworden!

Eigentümlicherweise erfolgte von da an der Weg zum Affen in unheimlich schnellem Tempo. Schon nach 146 Jahren lief alles wieder auf allen Vieren herum. Und es herrscht ein Streit darüber, ob dieses kurze Stadium als „Untermensch", „Urmensch" oder „Menschaffe" zu bezeichnen ist.

Der Vortrag des Chemikers und die Gutturalformel

In einer Universitätsstadt Österreichs besteht ein Verein älterer Herren, „vita post vitam“ genannt. Wer in diesem Verein Aufnahme finden will, muß zwei Bedingnissen entsprechen. Erstens: Er darf keinem Berufe mehr angehören und muß sich verpflichten, alle Bande und Bändchen, die ihn mit seiner einstigen Tätigkeit verbinden, reinlich zu durchschneiden; er muß also die Berufsbrille von der Nase nehmen und seine Augen an die Fernsichtigkeit des Berufslosen gewöhnen. Zweitens: Er muß vor versammelter Brüderschaft — gleichsam als Gesellenstück — einen Vortrag halten, in dem er über seinen Lebenslauf Bericht erstattet; am Schlusse seiner Rede muß er dann aus diesem Lebenslaufe wie aus einem angestellten Experiment eine allgemein gültige Formel ziehen. Die Formel nun wird entweder in den „Liber formularum“ eingetragen oder als wertlos zurückgewiesen; in letzterem Falle hat der Vortragende seine Mitgliedschaft verwirkt. —

Am 13. April dieses Jahres hielt ein Chemiker, Dr. Wenzel Konopik, seinen Vortrag. Er war 56 Jahre alt, grau, soweit Behaarung vorhanden, einäugig und eingeschrumpft. —

„Meine Herren," sagte er, „ich war in meinem früheren Leben nur ein einfacher, armer Chemiker. Da ich kein eigenes Vermögen besaß, gehörte ich zu der Klasse der Angestellten. Wenn Sie die beiden Begriffe ‚Chemiker' und ‚Angestellter' addieren, so erhalten Sie den Begriff ‚Proletarier'. Ich war also mein ganzes Leben lang ein Proletarier.

Wie ich höre, hat ein verstorbenes Mitglied dieses Bundes die Formel aufgestellt: Wissenschaft verdirbt den Charakter. Der Mann war Professor der Theologie gewesen, und nach seinem Vortrage wurden Stimmen laut, die behaupteten, daß er auf Grund seines Lebens als Theologieprofessor gar nicht berechtigt sei, eine Formel über Wissenschaft aufzustellen. Trotzdem wurde die Formel des Eintragens für würdig erachtet, da sie — wie es ja mancher Formel ergeht — aus unpassendem Exempel gezogen, dennoch etwas Richtiges aussage. Also: die Wissenschaft verdirbt den Charakter. Nun, meine Herren, keine tut dies so gründlich, wie die Chemie."

Hier wurde Dr. Konopik vom Vorsitzenden folgendermaßen unterbrochen: „Die von Ihnen zitierte Formel ist dreißig Jahre alt, hat heute aber gar keine Bedeutung mehr. Der Charakter hat jegliche Bedeutung als Wertmesser eingebüßt und wird nur mehr aus Nützlichkeitsgründen bei den niedrigsten dienenden Klassen des Volkes gezüchtet."

Der Vortragende erwiderte: „Ich gebe die Berechtigung des Einwurfes sofort zu und will gestehen,

daß ich mich ganz unpräzis gefaßt habe. Ich will mich also dahin berichtigen, daß die Chemie das Entstehen gewisser gesellschaftlich unangenehmer Eigenschaften in hohem Maße begünstigt.

Oder glauben Sie nicht auch, daß ein Mensch, der täglich Zehntelmilligramme aus den Gläsern wischt und fischt, unabänderlich ein Geizhals wird? Daß eine Wissenschaft, bei der kleinste Ursachen und Umstände eine so ungeheure Rolle spielen, ihre Jünger langsam kleinlich und pedantisch macht? Daß das ewige Katzbalgen mit der Materie, dieses Austüfteln und Ausnützen kleinster Eigenschaften, dieses ewige An-der-Nase-herumgeführt- und Gefoppt-werden eine mächtige Quantität von Argwohn, Mißtrauen und Verbitterung erzeugt? Und welchen deletären Einfluß erst übt der beständige Umgang mit millimeterdünnen Glaskolben und Bechergläsern auf das Gemütsleben eines Sterblichen aus!

Doch lassen Sie mich, bevor ich auf die Schilderung meines Lebens eingehe, noch auf allgemeinere Einflüsse der Chemie hinweisen. Von Moltke, wenn ich nicht irre, stammt der Ausspruch: Zum Schlusse werden wir alle katholisch. Wenn man die Richtung unseres modernen Lebens verfolgt, kommt man eher zu der Behauptung: Zum Schlusse werden wir alle jüdisch. Beachten Sie doch nur, welch eine ungeheure Verständigkeit über die Welt hereinbricht! Wie das Nützliche, Technische, Vorbedachte, Errechnete langsam, aber sicher alles Phantastische, Impulsive, Mystische verdrängt! Und wer

ist bezeichnenderweise der Apostel dieses jüdisch-verständigen Weltgeistes? Einer, der sich rühmt, er sei dem Schicksal dankbar, daß er zuerst Chemiker und dann erst Philosoph wurde: der große Chemiker Wilhelm Ostwald. ‚Spart mit der Energie' ruft er. ‚Nur was mit geringstem Aufwand an Energie erreicht wird, ist sittlich!' Übersetzen wir das in dürre Worte, so heißt es etwa: ‚Ich will immer ein gutes Geschäft machen!' Aber die Vorposten der spürnäsigen Juden sind auch schon über den Standpunkt Ostwalds hinaus. Schon der alte Salomo war weiter als er: ‚Hawel hawelim', sagte er, ‚Eitelkeit aller Eitelkeiten'. Id est: Man macht immer ein schlechtes Geschäft. Wozu das Ganze?!

Nach dieser allgemeinen Einleitung will ich Ihnen von meiner Chemikerlaufbahn erzählen. Ich will die Schilderung bei dem Momente beginnen, wo ich mich anschickte, als frischgebackener Doktor mit vollen Segeln in das praktische Leben hineinzusteuern. Von meiner Sorte liefen damals ganze Herden herum. Sie waren alle von der „Ur"wissenschaft Chemie mächtig angezogen worden und hatten sich am Ende statt eines alldurchblickenden Geistes einen Schädel voll unzusammenhängender Tatsachen und verätzte, befleckte Hände geholt. Nun waren sie noch überdies ganz geringe Ware geworden, die überall am Markte stand und nur gnadenweise gekauft wurde. Alle Tanten und Sonstverwandten, Bekannten und Bekannten von Bekannten strengten sich damals an, mich irgendwo unter-

zubringen. Umsonst! Ein Chemiker muß allerhöchste Protektionen besitzen, um eine Stelle mit fünfzig Mark Anfangsgehalt zu erhalten. Ich dachte damals daran, nach Kanada auszuwandern.

Da lächelte mir das Glück. Eines meiner 1625 Bewerbungsschreiben wurde beantwortet:

„Ich stelle Sie mit Heutigem in meinem Untersuchungslaboratorium an. Sie müssen sich verpflichten, von acht bis eins und von drei bis siebeneinhalb, also neuneinhalb Stunden täglich, zu arbeiten, allen Befehlen zu gehorchen, alle etwa zerbrochenen Glassachen zu bezahlen nnd benützte Apparate in ihrer freien Zeit zu waschen. Sie werden überdies eine Konkurrenzklausel unterschreiben, wonach Sie nach Abgang aus meinem Institute während zehn Jahren in einem Umkreise von 100 Kilometern um Bremen in kein anderes Laboratorium eintreten dürfen. Die Stelle ist unbezahlt. Dr. Richard Braun."

Was tut ein Arbeitsloser nicht alles in seinem Arbeitsdrang! Ich sagte ja und nahm die beiden Übel Geldlosigkeit und Bremen auf mich.

In Bremen empfing mich Herr Dr. Braun, groß, wohlgepflegt, aber mit einem Knacks in den Nerven. Er war ein ausgezeichneter Geschäftsmann und konnte in Bremen seine Eigenschaften doch nicht so ganz zur Geltung bringen. Sein Platz wäre auf den Kautschukplantagen des Leopoldinischen Kongos gewesen. Er hatte drei Assistenten, zweien davon zahlte er nichts. Der dritte erhielt 100 Mark monatlich. Herr Dr. Braun

arbeitete überhaupt nicht, sondern strich bloß die 19 bis 20000 Mark Laboratoriumsgewinn ein. Das Laboratorium bestand aus zwei Räumen. In dem einen wurden Futtermittel, in dem anderen Düngemittel untersucht; der letztere war mein Revier. In ihm herrschte konzentriertester Stallgeruch — er war mit Ammoniakdämpfen mehr als geschwängert. Hier fiel mir und einem gutmütigen Schweizer die Aufgabe zu, den Phosphorsäuregehalt der Dünger zu ermitteln. Eine herrliche Aufgabe für einen Menschen, der sich achtzehn Jahre lang an allen möglichen Schulen für das „Leben" vorbereitet hatte! Dreißig bis vierzig Analysen im Tage — stets die paar gleichen Handgriffe — stets den scharfen Ammoniakgeschmack im Munde. Ein jeder Schuster und Schneider hat eine Arbeit, die mehr Geist, ja sogar Geschicklichkeit beansprucht, als eine derartige chemische Analyse. Dergleichen — meine Herren, dies ist mein Ernst — sollte in Idiotenanstalten oder in Schulen für geistig Zurückgebliebene betrieben werden. Überhaupt ist die Ausübung der landläufigen chemischen Analyse eines akademischen Chemikers nicht würdig. Er soll die Methoden erfinden, das Handwerk aber eigens dazu ausgebildeten Handwerkern überlassen. In Chemikerkreisen hat sich das Gefühl der Verachtung des Analytikers noch nicht so richtig entwickelt — um so mehr aber das des Bedauerns. Und noch etwas kommt hinzu, um das Gefühl der Erniedrigung zu verstärken. Es schwebt beständig ein Racheschwert, das meistens allerdings die Gestalt einer

Fuchtel hat, über ihm: Mit ewigem Mißtrauen umkreist ihn sein Herr, gierig lauernd, ob er nicht einige Milligramme unterschlagen hat. —

Und die Fuchtel zu schwingen, das verstand unser Dr. Braun! Er war — meine Herren, vergessen Sie das Eigenschaftswort nicht — grob. Wie die kleinen Jungens zitterten die Herren Assistenten vor ihm. Denn alle Nüancen der Grobheit standen ihm zur Verfügung die schnauzige Unteroffiziers-, die wohlsoignierte Grandseigneurgrobheit, die bissige Bureaukratengrobheit, die rechthaberische Polizeigrobheit usw. usw.

Da ich nicht die Absicht hatte, zu vertrotteln und eine Ammoniakmumie zu werden, wandte ich nach einem Monat der herrlichen Tätigkeit bei Dr. Braun den Rücken. Der alte Fuchs hatte sich selber in einer Klausel seines Kontraktes gefangen und mußte mich ziehen lassen. Seinem nächsten Opfer hat er gewiß auch diesen Ausweg verkonkurrenzklausuliert.

Ich wanderte dann sozusagen aus einer Hand in die andere. Ich machte in Wien die Bekanntschaft des Laboratoriumsinhabers Bierwurm, dessen Grobheit und Geiz in gerader Proportion standen; in Berlin war ich zur Abwechslung Betriebschemiker und erlebte eine unvergeßliche Szene. Der Fabrikbesitzer faßte mich wütend beim Knopfloch und schrie: „Warum haben Sie keine Schmutzflecke in Ihrem Rock?" Er schloß daraus auf meine Faulheit.

Ich will nur noch ein kleines Weilchen bei der Beschreibung eines Herrn der chemischen Wissenschaft ver-

weilen, bei Herrn Professor Dick. Ich kam zu ihm als Assistent. Der Herr besitzt in seiner Stadt einen großen Ruf. Er hat auch schon unendlich viel für die Wissenschaft geleistet. Seine Prometheustat ist die Herausgabe eines Buches. Es ist eine Zusammenstellung chemischer Arbeitsweisen. In der schönen Literatur könnte man damit am ehesten „Die meschuggene Ente" vergleichen. Es ist ein wohlgelungener Strauß fremden Geistes und fremder Erfolge. Seine sonstigen Arbeiten sind sogenannte „Schwanzelarbeiten". Hat nämlich ein Gelehrter etwas Neues gefunden, dann erscheint sofort Herr Professor Dick mit Konsorten auf der Bildfläche und hängt die nötigen „Schwanzeln" an; er füllt kleine Lücken aus und zieht kleine Konsequenzen. —

Praktisch-chemisch beschränkt sich seine Tätigkeit äußerlich darauf, einmal am Tage hohenpriesterhaft ein Uhrglas von einem Tisch zum andern zu tragen, innerlich, ungeheuere Mengen von Nahrungsmitteln zu verarbeiten — aber mit Magen und Darm. Er hat nur eine kleine Wissenschaftsfabrik. Zur Erklärung will ich bemerken, daß Wissenschaftsfabriken an den meisten deutschen Hochschulen bestehen. Der Betrieb ist einfach: Zehn bis zwölf Assistanten arbeiten, und der Herr Professor beschränkt sich darauf, seinen Namen der Arbeit voranzusetzen und die Sache „made in Berlin" usw. zu veröffentlichen. Nun, Professor Dick hat einen sehr kleinen Betrieb. Mit einer bewundernswerten Grobheit weiß er seinen Arbeitern die Wissen-

schaft zu verekeln. Da er überdies noch in die Kategorie der „Staubgucker" gehört, erzieht er die meisten nicht zu Chemikern, sondern zu Laboratoriumsdienern.

Doch begnügen Sie sich mit dieser Charakteristik. Es reicht oft hin, das Wesen eines Menschen zu verstehen, um sich auch seine Handlungen vorstellen zu können. Nach kurzer Tätigkeit bei Dick kam der Chef großer deutscher Farbenfabriken zu uns, um Personal aufzunehmen. Wir wurden ihm vorgeführt und er betrachtete uns nach der Art eines alten, erfahrenen Sklavenhändlers. Ich habe mich damals gewundert, daß er nicht unsere Arme und Beine befühlte. Er nahm mich auf, und ich habe von da an etwa zwanzig Jahre in seinen Fabriken gedient. Wieviel könnte ich Ihnen aus diesen Jahren erzählen. Aber es genüge Ihnen, daß ich auch dort das fand, was ich bisher bei der Chemie gefunden habe — die Grobheit. Ein glücklicher Todesfall machte mich zum Erben. Ich warf die Chemie von mir und reiste wieder den alten Türmen meiner Vaterstadt zu, um, wenn Sie erlauben, unter Ihnen, meine Herren, meine „vita post vitam" zu beginnen. Und nun die Formel. Aus meiner Erzählung werden Sie entnommen haben, was für eine gewaltige Rolle die Grobheit im Leben eines Chemikers spielt. Dies veranlaßte mich, auch andere Berufe auf ihren Gehalt an Grobheit zu prüfen. Dabei wurde ich erst gewahr, was für ein wunderbar geeigneter Wertmesser die Grobheit ist. Nicht bloß Berufe, auch einzelne Menschen, sogar Nationen, kann man mit ihr

messen. Ich habe nach redlichem Nachdenken folgende Formel aufgestellt, die ich, da sie nur Gutturallaute enthält, die Gutturalformel genannt habe:

$$K = \frac{k}{g}.$$

Das heißt: Der Kulturwert K eines Menschen, eines Berufes, einer Nation ist gleich der Kulturleistung k des Menschen, des Berufes, der Nation dividiert durch die diesem Menschen, diesem Berufe, dieser Nation eigentümliche Grobheit. Machen Sie die Probe auf das Exempel, meine Herren, und berechnen Sie vor allem daraus den Kulturwert der jetzigen Chemiebeherrscher.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einbände von E. A. Enders in Leipzig



